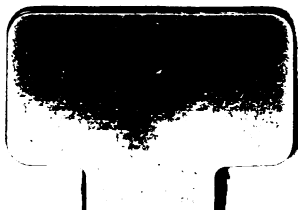



TAYLOR INSTITUTION
DOMI MINA
NUS TIO
ILLU MEA



Grillparzer

und

seine Werke.

Von

Betty Paoli.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1875.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

I.

Es sind noch nicht drei Jahre verflossen, daß die deutsche Literatur sich plötzlich um einen Classiker reicher sah, dessen Wirkung und Ruhm bis dahin zunächst auf seine Heimath, die deutschen Lande Oesterreichs, beschränkt geblieben waren. Die Ursachen, die es möglich machten, daß einem Poeten von Grillparzers Bedeutung die allgemeine Würdigung so lange nicht zu Theil ward, lagen theils in der Ungunst äußerer Verhältnisse, theils in dem Wesen des Dichters selbst. Wenn man sich unsere heimischen Zustände unter dem Metternichschen Régime vergegenwärtigt, wird man es begreiflich finden, daß jede geistige Provenienz aus Oesterreich mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen ward, das, durch die verschiedensten Einflüsse genährt, sich endlich zum starren, bornirten, hochmüthig ablehnenden Vorurtheil ausbildete. Man

war nicht mehr unbefangen genug, ein Werk an und für sich ins Auge zu fassen; kam es aus Oesterreich, so wurde ihm vornhinein der Ort seines Entstehens als untilgbare Erbsünde angerechnet. Dieß erklärt zum Theil, warum Grillparzer, der größte, ja der einzige wirklich dramatische Dichter, der seit Heinrich von Kleists Tod erstanden war, von den deutschen Bühnen ausgeschlossen blieb und solchen Mittelmäßigkeiten wie Houwald, Schenk, Raupach u. s. w. weichen mußte. Nur seine „Ahnfrau," die man thörichterweise zu den Schicksalstragödien zählte und als zu diesem damals beliebten Genre gehörig gelten ließ, ferner „Sappho" und „Medea," in welchen beiden Stücken Sophie Schröder auf ihren Triumphzügen durch Deutschland häufig gastirte, fanden auch außerhalb Oesterreichs Anklang und Theilnahme, beim größeren Publikum nämlich; die Kritik, die sogenannten gebildeten Kreise, verhielten sich ihnen gegenüber kühl bis zur Negation, und die liebevoll eingehende, warme Begeisterung athmende, Recension abgerechnet, die Ludwig Börne über „Sappho" schrieb, hat sich meines Wissens nicht eine gewichtige Stimme zu Gunsten des gewaltigen Talents

erhoben, von dem jene beiden Stücke ein so siegreiches Zeugniß ablegen. Es waren aber nicht bloß vorübergehende, in politischem Zwiespalt wurzelnde Ursachen daran Schuld, daß Grillparzer im deutschen Norden, der damals in literarischen Dingen allein tonangebend war, nicht Fuß fassen konnte. Nicht nur seiner Geburt, auch seinem innersten Wesen nach Oesterreicher, in seiner Empfindung von dem Hauch des Südens durchglüht, durfte er, der die Poesie in Anderem suchte als in ausgeklügelten Theorien und linguistischen Experimenten, jenseits der Mainlinie schwerlich auf Verständniß hoffen. Grillparzers tief leidenschaftlicher Charakter war nicht danach angethan, einer solchen Ungerechtigkeit ruhigen Gleichmuth oder mitleidiges Lächeln entgegenzusetzen. Er war kein Philosoph, dem es genügen mag, sich allein im Besitze der Wahrheit zu wissen; er war ein Dichter, dem der lebendige Zusammenhang mit seiner Nation, die unmittelbare Wirkung auf dieselbe nothwendig sind, wie Luft und Licht. Eine schmerzliche Erbitterung bemächtigte sich seiner in manchen seiner Gedichte, und in nur zu vielen seiner Epigramme hat er ihr einen scharfen Ausdruck gegeben. Nicht Dichter=

eitelkeit, nicht thörichte Selbstüberhebung, nein! sein unbeirrbarer Verstand, sein klares Urtheil über sich wie über andere sagten ihm, daß er in der deutschen Literatur eine erste Stelle einzunehmen berechtigt sei, mit einer geringeren konnte er sich nicht zufrieden geben. Uebrigens waren auch die Kränze, die sein Oesterreich ihm wand, überreichlich mit Dornen durchflochten. Der Censurcalamitäten und ähnlicher schöner Dinge gar nicht zu gedenken, waren Gemeinheit, Neid und Unverstand um die Wette bemüht, ihm seine Triumphe zu vergällen. Treulich zusammenwirkend gelang es ihnen, ihm eine Niederlage zu bereiten, von der er sich innerlich nie wieder erholt hat. Ich meine die geradezu bübische Aufnahme seines Lustspiels „Weh dem, der lügt!" Unzweifelhaft hat ein Theaterpublikum das Recht, ein ihm nicht zusagendes Stück abzulehnen, wie vortrefflich es auch sein möge, aber das Recht, Spott und Hohn über den Dichter auszugießen, den es bisher bewunderte, kann sich nur die roheste Frivolität anmaßen. Seit jenem unseligen Abend war Grillparzer nicht zu bewegen, ein neues Werk der Bühne zu übergeben. Der Poesie, auch der dramatischen, entsagte er zwar deßhalb nicht, aber

er schrieb nur, weil die Fülle von Gedanken, die sich in seinem Geist drängte, verarbeitet sein wollte, weil die in seiner Phantasie auftauchenden Bilder ihn nicht ruhen ließen, bis er sie zu lebenathmenden Gestalten verkörpert hatte. An das Publikum dachte er dabei sicherlich nicht. Er hatte es zu tief verachten gelernt, um noch nach seiner Gunst zu trachten. Immer mehr zog er sich von der Welt zurück, und auch an ihm erfüllte sich das Wort:

„Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach, der ist bald allein.“

Meine jüngeren Landsleute werden es unglaublich finden, und dennoch ist es wahr, daß Grillparzer nach und nach selbst in Wien so ziemlich in Vergessenheit gerieth. Man erinnerte sich seiner allenfalls, als des Verfassers mehrerer Stücke, die einst großes Aufsehen gemacht hatten und von denen hie und da noch eines gespielt wurde, das war aber auch alles. Man hatte mit ihm abgeschlossen und zählte ihn zu jenen, die ihren Lohn dahin haben. Ja, es gab eine Zeit, in der nur noch eine kleine Gemeinde den Namen des Dichters hoch und werth hielt; der Masse war er, wenn

nicht geradezu fremd, doch mindestens gleichgültig geworden. Es ist Heinrich Laube's nicht hoch genug zu würdigendes Verdienst, diesem Stand der Dinge ein Ende gemacht zu haben. Er war es, der als Direktor des Hofburgtheaters die zurückgelegten Tragödien Grillparzers wieder aufnahm und dem Repertoire dauernd einfügte. War ihre Wirkung schon bei ihrem ersten Erscheinen groß gewesen, so war sie jetzt noch größer. Sie war namentlich tiefer gehend, denn eine ernste Zeit hatte ein ernstes Geschlecht erzeugt. Die allgemeine Bildung war vorgeschritten, der Sinn für mächtige Geschichtsbilder war reger geworden, seitdem man selbst ein Stück Geschichte erlebt hatte; dem Dichter kam jetzt ein richtigeres Verständniß, eine gereiftere Einsicht entgegen, die der Begeisterung, mit der man seine, der jüngeren Generation neuen, Dramen aufnahm, erst den rechten Kern verliehen. Erstaunt, ja beschämt fragte man sich, wie es denn möglich war, eine dichterische Größe dieses Ranges durch Jahrzehnte zu ignoriren, und mit der Warmherzigkeit, die der schönste Vorzug des österreichischen Stammes ist, beeiferte man sich, die alte Schuld abzutragen. Von dieser Zeit an — ich meine den Anfang der

Fünfziger Jahre — war Grillparzer ohne Frage in den Augen seiner Landsleute eine von fast mythischer Verklärung umflossene Gestalt. Durch die mannigfaltigsten Beweise von Liebe und Verehrung wollten sie das an ihm begangene Unrecht sühnen. Dieß gelang jedoch nur in sehr beschränktem Maße. Gewiß war Grillparzer nicht unempfindlich für die ihm so herzlich dargebrachten Huldigungen, aber sie kamen zu spät, um mehr zu sein als ein Sonnenblick an seinem Lebensabend. Er war ein alter Mann geworden, und wenn auch sein Geist nicht das geringste von seiner ursprünglichen Macht, Tiefe und Schärfe eingebüßt hatte, so besaß doch sein Gemüth nicht mehr die Elasticität, um die Spuren auszugleichen, die allzu trübe Erlebnisse darin zurückgelassen hatten; keine Bitten, keine Vorstellungen konnten ihn zur Veröffentlichung der noch in seinem Pulte verschlossenen Dramen bewegen. Er wußte sehr wohl, daß er jetzt unter allen Umständen auf einen glänzenden Erfolg zählen dürfe, aber er fühlte sich zu müde, um nicht jeder Aufregung aus dem Wege zu gehen, zu enttäuscht, um auf den Beifall der Menge noch Gewicht zu legen. „Nach meinem Tode," lautete der Bescheid, mit dem

er die Dränger abwies. In einsiedlerischer Abgeschlossenheit brachte er seine letzten Jahre zu, bis endlich die Bürde des Lebens den müden Schultern des Greises, der sie nur noch mit Widerwillen trug, abgenommen wurde. Er starb, 81 Jahre alt, am 21. Januar 1872. Es war etwas Seltsames um die tief wehmüthige Bewegung, die bei der Kunde seines Todes durch die Bevölkerung Wiens ging. Grillparzer war kein populärer Dichter im gewöhnlichen Sinne des Worts und wird es nie sein, so wenig wie Goethe. Dennoch durchzitterte an seinem Todestag einen Jeden die dunkle Empfindung, als habe er etwas Hochwerthes, Köstliches verloren, als sei die Menschheit um ein Kleinod ärmer geworden. Man muß die Schaaren gesehen haben, die in feierlich ernster Stimmung, fast lautlos die Treppe des Sterbehauses auf- und niederwogten, um einen Begriff von Grillparzers Stellung seinem Volk gegenüber zu gewinnen. Nicht plumpe Neugier war es, was Tausende und Abertausende nach dieser Stätte zog; es war der Drang, dem Todten, an dessen Namen sich für sie die Idee des Großen und Edlen knüpfte, den letzten Zoll der Verehrung zu entrichten. Bei der kirchlichen Einsegnung der

Leiche waren, von den Mitgliedern des Kaiserhauses angefangen, bis hinab zu den schlichtesten Bürgern, alle Stände vertreten, und mit fürstlichen Ehren ward der Dichter bestattet, der in den Tagen seiner Kraft und seines Wirkens nur allzu oft stumpfsinniger Gleichgültigkeit begegnet war. Die Betheiligung Aller und Aller an der Leichenfeier bot einen ergreifenden und erhebenden Anblick; mir aber wollten dennoch die Schlußverse von Heine's „Der Dichter Firdusi“ nicht aus dem Sinne kommen.

Die späte Gerechtigkeit, die Oesterreich seinem großen Dichter widerfahren ließ, blieb nicht ohne Einfluß auf dessen Ansehen in Deutschland. In literarischen Kreisen fieng man an sich mit ihm zu beschäftigen, auf verschiedenen deutschen Bühnen wurden Grillparzer'sche Stücke zur Aufführung gebracht. Wenn sie sich auf denselben nicht einbürgern konnten, ist der Grund davon zumeist in dem traurigen Zustande der deutschen Schauspielkunst zu suchen, die wohl nie ärmer an hervorragenden Talenten war als heutzutage. Die Dramen unseres Dichters stellen sehr große Anforderungen an den Schauspieler. Hier ist es mit Redekünsten, mit plastischen Stellungen und Bewegungen nicht gethan;

man muß in die Tiefe dringen, muß das Organische jeder dieser Gestalten klar erschauen, stark empfinden, um sie in ihrer ganzen Eigenart wiedergeben zu können. Dazu bedarf es eben so großen Verstandes wie reicher Phantasie, mit einem Wort, einer künstlerischen Begabung, die immer seltener zu werden droht. Solchen Anforderungen konnte das Wiener Burgtheater unter Schreyvogels und Laube's Leitung genügen, die deutschen Bühnen der Gegenwart vermögen es nicht. Man wird mir vielleicht einwenden, daß auf ihnen ja doch auch Shakspeare, Goethe und Schiller gespielt werden. Ganz richtig, aber diese Unsterblichen haben von einer mangelhaften Interpretation ihrer Schöpfung nichts mehr zu befahren, während das Werk eines Dichters, über den sich das Publikum erst eine Meinung bilden soll, durch eine schlechte Darstellung bis zum Unkenntlichen verstümmelt wird. Ein von der Bühne abgetrennter, rein literarischer Erfolg war für Grillparzer damals unmöglich, da seine Gedichte, Studien, Aphorismen noch nicht veröffentlicht und mehrere seiner vor vielen Jahren gedruckten Stücke im Buchhandel kaum noch aufzutreiben waren. Trotz aller dieser Hindernisse

drang Grillparzers Ruhm endlich auch über die Gränzen Oesterreichs hinaus. Mit stolzer Befriedigung ward man dessen inne, als an seinem Geburtstag die bedeutendsten und edelsten Dichter deutscher Nation ihm ihre huldigenden Grüße und Glückwünsche sandten. Schon damals ließ sich vorhersehen, daß Deutschland über kurz oder lang ihrem Urtheil über Grillparzer beipflichten werde. Und so ist es auch gekommen. Als wenige Monate nach dem Tode des Dichters eine von Heinrich Laube und Joseph Weilen besorgte Gesammtausgabe seiner Schriften in Cotta's Verlag erschien, erweckte sie ein so tiefes und allgemeines Interesse, fand sie so raschen Absatz, daß schon im folgenden Jahre eine neue Auflage veranstaltet werden mußte. Auch diese, durch den billiger gestellten Preis einer größeren Anzahl von Literaturfreunden zugänglich gemacht, ist nahezu erschöpft, und eine dritte wird vorbereitet. Angesichts der lebhaften Theilnahme, die Deutschland dem Dichter jetzt entgegenbringt, scheint mir eine auf die Eigenthümlichkeit dieses seltenen Geistes eingehende Besprechung seiner Werke wohl an der Zeit.

II.

Den ersten Band der Gesammtausgabe von Grillparzers Schriften bilden seine Gedichte, die, früher in den verschiedensten Zeitschriften und Taschenbüchern zerstreut, hier zum erstenmal gesammelt erscheinen. Nicht wenige unter ihnen waren bis dahin gar nicht in die Oeffentlichkeit gelangt; es sind die in des Dichters späteren Jahren entstandenen. Die meisten dieser letzteren sind polemischer Natur und bekunden die oft bis zur Leidenschaft gesteigerte Theilnahme, die der Verfasser bis an sein Ende den wichtigen Fragen der Zeit zuwandte. In den früheren, aus seiner Jugend und seinem Mannesalter stammenden, durchläuft er hingegen die ganze Scala der Empfindungen; Liebe und Haß, träumerisch spielende Wehmuth und zürnender Trotz, humoristische Schalkheit und verzweiflungsvolle Resignation kommen darin, je

nach der Stimmung des Augenblicks, mit gleicher Kraft zum Ausdruck. Die Sammlung enthält ausschließlich lyrische Gedichte, die, unverkennbar aus innerer Nothwendigkeit hervorgegangen, das Seelenleben eines großen Menschen vor uns entrollen. Ohne Ausnahme tragen sie den Stempel der reinsten, unverbrüchlichsten Wahrhaftigkeit, die nicht nur die eigentliche Lüge verachtet, sondern auch das Forciren, die Uebertreibung der wirklichen Empfindung verschmäht. Man mag sich mit einzelnen dieser Gedichte nicht einverstanden erklären, man wird nicht selten Gelegenheit finden, die Form des einen oder des andern als vernachlässigt und unausgeglichen zu rügen, aber Keiner, der das Wesen vom Scheine zu unterscheiden versteht, wird auch nur bei einem zweifelhaft bleiben, ob sich darin denn wohl die wahre Gesinnung des Dichters, sein innerstes Gemüthsleben ausspricht. Dieß, im Verein mit ihrer Gedankenfülle, der reichen Gefühlswelt, die sie uns erschließen, verleiht ihnen einen Werth, neben dem jene hie und da vorkommenden Härten und Dunkelheiten sehr unerheblich erscheinen. Grillparzers Talent war ein vorwiegend dramatisches. Ein solches läßt sich zwar nicht ohne

einen starken lyrischen Zug denken, denn wie vermöchte der Dichter sonst für die Empfindungen der Personen, die er uns vorführt, die entsprechenden Worte zu finden? Aber dem Dramatiker, dem mit Recht die Prägnanz und das Charakteristische des Ausdrucks für das Wichtigste gelten, begegnet es leicht, zu geringes Gewicht auf den rhythmischen Wohllaut desselben zu legen. Daß dieser letztere unserm Dichter ebenfalls zu Gebote stand, beweisen viele herrliche Stellen in seinen Dramen. Hier waltete er als Künstler, der nicht ruht, bis er das Gold seiner Ideen in die edelste Form geprägt hat. Mit dem lyrischen Gedicht hingegen nahm er es nicht so streng; hatte er darin sein volles, ach! nur zu oft schweres Herz, erleichtert, so war ihm dieß genug. Es ist auch bezeichnend, daß er sich in dem ganzen Bande fast nirgends der schwierigeren und künstlicheren Versformen bedient, mit denen er, der gründliche Kenner der antiken wie der modernen Literatur, vollkommen vertraut war. Er betrachtete die Lyrik nur als ein Mittel, den Sturm seiner Gefühle zu beschwören, sich mit den Gedanken, die ihn bedrängten, abzufinden, sich von dem Grimm, den die Verkehrtheiten und die Frevel

der Zeit in ihm erweckten, auf poetischem Wege zu befreien. Das letztere geschah sehr häufig in epigrammatischer Form. Ein nicht geringerer Theil der Sammlung besteht aus Sinngedichten, deren Schärfe und Bitterkeit das Maß für die geistige und sittliche Entrüstung geben, aus der sie hervorgegangen sind. Viele derselben beziehen sich auf politische Vorgänge und Persönlichkeiten, wie denn die Politik für Grillparzer stets ein Gegenstand leidenschaftlichen Interesse's war. Er liebte die Freiheit, wie nur ein edler Geist, der unter despotischer Willkür schwer gelitten hat, sie zu lieben vermag, aber sein ungemeiner Verstand, seine allseitige Bildung, die ihn im Völker- wie im Naturleben das Heil nicht von gewaltsamen Sprüngen, sondern von einer stetig fortschreitenden Entwicklung erwarten ließ, verwehrte ihm, in den Chor der Freiheitsdichter jener Zeit miteinzustimmen. Ihre Unreife, ihr kindischer Maßstab und vor allem ihre Absichtlichkeit widerten ihn kaum minder an als die Fäulniß der Zustände, die sie, großentheils mit hölzernen Schwertern, bekämpften. Was dem männlich Besonnenen, Weit- und Tiefblickenden gewöhnlich widerfährt, widerfuhr auch ihm: er

wurde von beiden Parteien verketzert. Mit schmerzlichem Humor äußert er sich darüber in dem folgenden Epigramm:

„Als liberal einst der Verfolgung Ziel,
Jetzt nennt der Freiheitstaumel mich servil.
Nicht hier, nicht dort in den Extremen zünftig,
Ich glaube fast, ich bin vernünftig.“

Von der Tiefe und Großartigkeit, womit er historische Gestalten und Momente aufzufassen wußte, geben die Gedichte „Napoleon,“ „die Ruinen des Campo vaccino,“ „der kranke Feldherr“ und noch manche andere ein beredtes, ja erschütterndes Zeugniß. Das erstgenannte insbesondere ist ein Meisterwerk, in dem die gerade, durch ihre Herbheit wirksame Form die strenge Hoheit der Gedanken zur vollen Geltung bringt. Wie heiß und treu Grillparzers Herz für Oesterreich schlug, bezeugt eine größere Anzahl seiner Gedichte, als ich hier anführen kann. Man hat oft die Frage aufgeworfen: warum er in den Tagen seiner Jugend und Kraft seiner unter schwerem Geistesdruck schmachtenden Heimath nicht den Rücken gewendet hat, um in der Ferne einen freieren Spielraum für seine dichterische

Thätigkeit zu gewinnen. Meines Erachtens ist diese Frage einfach mit den Worten zu erledigen: weil er die Losreißung von seinem Vaterland nicht hätte verwinden können. Alle Schäden, an denen es krankte, scharf erkennend, liebte er es dennoch mit namenloser Zärtlichkeit und Hingebung; nie hätte er in der Fremde Wurzel zu schlagen vermocht. In diesem Sinne sind die Gedichte „Vision," „Bei der Genesung des jüngeren Königs von Ungarn," „An Radetzky" aufzufassen. Seine Loyalität entsprang seinem Patriotismus; er hieng an der Dynastie, weil sie in seinen Augen das einzige Band war, welches das vielsprachige, von den verschiedensten Interessen zerspaltene Oesterreich zur festen Einheit verknüpfte und dessen Bestand sicherte. Die hohe Mission, die er diesem seinem Oesterreich zuwies, war: deutsche Bildung und Gesittung nach Osten hin zu verbreiten, nicht auf gewaltsamem Wege, sondern mittelst des Einflusses, den eine überlegene Civilisation auf eine niedrigere nothwendig ausüben muß. Wie hätte er, der Erbe und Nachfolger unserer geistigen Heroen, sich nicht als Deutscher fühlen sollen? Wenn manche seiner Gedichte dem zu widersprechen scheinen, so gehe man

der Sache nur genauer auf den Grund, und man wird finden, daß sie nicht gegen das Deutschland Goethe's und Schillers, sondern nur gegen gewisse deutsche Querköpfigkeiten gerichtet sind, die gerade zu jener Zeit in üppigster Blüthe standen. Als Politiker wie als Poet mußte er sich von den pedantisch ausgeklügelten Theorien angewidert fühlen, mittelst welcher man sich einen neuen Staat und eine neue Literatur zu gründen vermaß. Ihn empörte der Dünkel, der, nur auf todtes Wissen gestützt, den Kräften des Lebens gebieten zu können glaubte. Den Werth des Wissens schätzte er nach Verdienst, doch als Höchstes galt ihm die Intuition, die ohne Wahl das Richtige ergreift. Er selbst blieb bis an sein Lebensende eine im edelsten Sinne des Wortes naive Natur; darin lag der Zauber, den seine Persönlichkeit ausübte. Die höchste, umfassendste Bildung hatte ihm neue Kräfte zugeführt, ohne die ihm von der Natur verliehenen abzuschwächen. Wie hätte er sich mit einem Geschlechte befreunden können, dem es ein vortheilhaftes Geschäft schien, die Beine zu opfern, um Krücken dafür einzutauschen?

Als mit zu den schönsten seiner Gedichte ge-

hörig möchte ich noch die unter dem Titel „Tristia ex Ponto“ aneinander gereihten hervorheben und unter ihnen namentlich das zaubervolle „Jugend-erinnerungen im Grünen,“ das nicht weniger als eine geistige Selbstbiographie des Dichters ist, die Geschichte der inneren Erlebnisse, die, ihm stets neue bittere Enttäuschungen bereitend, ihn mit dem Schmerzensruf schließen lassen:

„Und also sitz' ich an derselben Stätte,
Wo schon der Knabe träumte, saß und sann.
Wenn erst ich das Verlorne wieder hätte,
Wie gäb' ich gern, was ich seitdem gewann.“

Den zweiten bis zum achten Bande der Gesammtausgabe nehmen die nach der Reihenfolge ihres Entstehens geordneten dramatischen Dichtungen ein. Den Anfang macht „Die Ahnfrau,“ Grillparzers erstes Stück, sein erster Triumph. Der angeborne dramatische Instinkt, den es bekundet, die feste Zeichnung der Charaktere, der Schwung der Sprache, vor allem aber die heiße Leidenschaft, von der es durchglüht ist, verhalfen ihm zu einem glänzenden Erfolg, den übrigens die damalige Kritik möglichst abzuschwächen bemüht war. Da sie

die ungewöhnlichen Vorzüge des Stückes nicht in Abrede stellen konnte, wählte sie einen andern Weg, es literarisch mundtodt zu machen. Der in Deutschland grassirenden Vorliebe für Classifikationen gemäß, brachte sie es in die Kategorie der Schicksalstragödien, die man mit mißtrauischem Auge zu betrachten anfieng, und nannte seinen Verfasser einen Nachfolger, wenn nicht gar Nachahmer Adolf Müllners. Den unendlichen Abstand zwischen Beiden brauche ich heute wohl nicht mehr auseinander zu setzen. In jener Zeit aber ward er bald vorsätzlich, bald gedankenlos übersehen, und wie denn Vorurtheile ein überaus zähes Leben haben, wird noch jetzt in den meisten Literaturgeschichten Grillparzer den in argen Verruf gerathenen Schicksalsdichtern beigezählt. Es schreibt eben gewöhnlich Einer nach, was ein Anderer vor ihm geschrieben hat — und das nennt man Geschichte!

Vergeblich wehrte sich Grillparzer, als das Stück kurz nach der Aufführung gedruckt erschien, in der Vorrede zu demselben gegen jene Anschuldigung. Er erklärt darin, daß es ihm nicht in den Sinn gekommen sei, ein neues System des Fatalismus aufzustellen, daß seiner Ueberzeugung nach der ver-

stärkte Antrieb zum Bösen, der im ererbten Blute liegen kann, die Willensfreiheit und die Selbstbestimmung nicht aufhebt. Natürlich nützte ihm dieses Glaubensbekenntniß wenig oder nichts. Es ist um so vieles bequemer, die Dinge über einen Kamm zu scheeren, daß sich stets nur Wenige die Mühe nehmen werden, jedes einzelne nach seiner Wesenheit zu beurtheilen. Ist einmal ein Schlagwort gefunden, sei es auch nichts weniger als zutreffend, so mag man sicher sein, daß die geistesträge Menge es nachbeten wird. Mit der unglaublichsten Unterwürfigkeit läßt sie sich von einer nur zu oft seichten oder hämischen Kritik vorschreiben, was ihr gefallen darf und was nicht. — Gewiß ist es, daß dem Wesen des Dichters, der außer seinem poetischen Talent auch noch einen wahrhaft souveränen Verstand besaß, nichts ferner lag als eine Anschauung, nach welcher Verbrechen durch Verbrechen gesühnt werden sollen.

Die Handlung in der „Ahnfrau" wäre auch ohne Hinzuziehung übernatürlicher Mächte vollkommen möglich; die gespenstische Gestalt, die dem Stück den Namen gibt, nimmt keinen Einfluß auf den Gang der Ereignisse, sie dient dem Dichter eigent-

lich nur zur Steigerung der unheimlichen „gewitterschwülen Stimmung des ganzen Werkes. Nicht ein blind waltendes Fatum, sondern eine grauenvolle Verkettung von Unglück und Schuld ist es, was hier das Verderben heraufbeschwört. Die paar Stellen, denen sich allenfalls eine dogmatische Deutung unterschieben läßt, insofern sie die Vererbung des Triebes zur Sünde betonen, befanden sich nicht einmal im Originalmanuscript; sie wurden demselben erst später, auf Schreyvogels Rath, eingefügt. Es ist begreiflich, daß der kaum vierundzwanzigjährige Dichter einer so gewichtigen Stimme Gehör schenkte, doch war es zu seinem Unheil, denn jene Stellen gaben die Veranlassung, ihn eines, jeder sittlichen Weltordnung Hohn sprechenden Fatalismus anzuklagen. Wie falsch diese Beschuldigung war, geht am klarsten daraus hervor, daß in keinem andern Werk Grillparzers die leiseste Hinneigung zu solchem — ich gebrauche seine eigenen Worte — „abgeschmackten Irrglauben" sich vorfindet. Ausnahmslos behandeln sie rein menschliche Conflicte, auch wenn ihr Stoff ein mythenhafter und die Ausschmückung desselben, diesem Charakter gemäß, eine phantastische ist.

Ein Jahr später trat Grillparzer mit seiner „Sappho" hervor. Sicherlich hatte es etwas Befremdendes, den Dichter der „Ahnfrau," dieser Schauertragödie voll romantischer Wildheit, sich der antiken Welt zuwenden zu sehen, und wohl Manche mochten zweifelnd fragen, ob die Vorzüge, von denen er eine glänzende Probe abgelegt hatte, nicht das Widerspiel derjenigen seien, welche das klassische Drama erfordert. Die Leute vergessen aber zu oft, daß das Genie etwas ganz Unberechenbares ist, und werden dessen erst wieder inne, wenn es mit einem Flügelschlag alle ihre Wahrscheinlichkeitsberechnungen umstößt. Das konnten die Zweifler merken, als das Stück mit enthusiastischem Beifall aufgeführt wurde. In der That gehört es zu Grillparzers vollendetsten Schöpfungen. Den Forderungen des Aristoteles in Bezug auf Einheit der Zeit, des Ortes und der Handlung genau nachkommend, wußte der Dichter die strenge Form mit dem reichsten Lebensinhalt zu beseelen und die lesbische Dichterin zum Typus einer ganzen, glücklicherweise nicht zahlreichen Gattung zu erheben. In ihr spiegelt sich „des Dichters glänzend trauriges Geschick," der Fluch, der ihn ereilt, wenn er es versucht, sich Ungleichen gleichzustellen,

die Vereinsamung, zu welcher die ihm gewordene Gabe ihn verdammt. Jeder außerordentliche Vorzug isolirt, und wehe dem Auserwählten, der, von Leidenschaft verblendet, die Schranken durchbrechen will, die ihn von den übrigen Menschen trennen. — Mit der größten Kunst und Feinfühligkeit ist die Nothwendigkeit des tragischen Ausgangs schon in den ersten Scenen zwischen Sappho und Phaon angedeutet. Während sie ihn mit der Fülle ihrer Liebe überschüttet, steht er ihr bewundernd, aber zugleich befangen, ja gedrückt gegenüber; er weiß sich nicht in ein Verhältniß zu finden, das die natürliche Ordnung der Dinge umstürzt, indem es den Mann nöthigt, zur Frau emporzublicken und den Glanz, den er ihr leihen sollte, von ihr zu empfangen. Eine einfache, das gewöhnliche Mittelmaß nicht überragende Natur, unerfahren, wie seine Jugend es mit sich bringt, glaubt er Sappho zu lieben, während er nur scheue Ehrfurcht vor ihr empfindet. Erst die erwachende Neigung zu Melitta verhilft ihm zur Klarheit über sein Inneres, und nun beginnen die leidenschaftlichen Kämpfe, deren Durchführung ebenso psychologisch wahr wie dramatisch ergreifend ist. Nachdem sie alle Qualen der

Eifersucht, verschmähter Liebe, gekränkten Stolzes durchgerungen hat, erhebt sich Sappho wieder zu der Höhe, die sie nie hätte verlassen sollen. Sie erkennt, daß die lorbeergekrönte Dichterin darauf verzichten muß, als Weib geliebt zu werden, und sühnt mit einem verklärungsreichen Tode den unseligen Irrthum ihres Lebens. Man hat Parallelen zwischen „Sappho" und Goethe's „Torquato Tasso" ziehen wollen; allerdings bietet sich hiezu der Anlaß, da in beiden Werken das Verhältniß des Dichters zur Welt, der vielfache Nachtheil, in dem er im Vergleich mit Andern steht, anschaulich gemacht wird. Doch beschränkt sich ihre Aehnlichkeit hierauf und auf die Fülle von Poesie, Weisheit und Seelenkenntniß, die beide Schöpfungen mit einander gemein haben. Um so größer ist der Unterschied in der Behandlung der Hauptcharaktere. „Tasso" geht an seiner inneren Unstätheit, die ihn von rückhaltloser Hingebung zum schnödesten Mißtrauen überspringen läßt, zu Grunde, d. h. an Charakterfehlern, die keineswegs nothwendig mit der poetischen Begabung verbunden sind. „Sappho's" Unglück liegt einzig und allein in dieser, ihre Schuld nur in dem Wahn, es könnten die von den Göttern

zum Eigenthum Erlesenen sich den Erdenbürgern beigesellen. Ihre Größe, nicht ihre Schwächen sind es, für die sie büßen muß. Aus diesem Grunde scheint sie mir ein bestimmter abgegränztes Symbol des Looses, das, von allen individuellen Tugenden und Fehlern abgesehen, über den Künstler als solchen verhängt ist.

III.

Die Trilogie „Das goldene Vließ" füllt den dritten Band. Die erste und die zweite Abtheilung dieser umfangreichen Composition spielen in Kolchis und lassen vor unsern Augen die dunklen Thaten geschehen, die, neue Frevel zeugend, in der dritten Abtheilung, auf hellenischem Boden, eine furchtbare Sühne finden. Mit unerbittlicher Consequenz entwickelt sich die Handlung aus den Charakteren; der Zusammenprall so gearteter Menschen muß solche Ereignisse herbeiführen, ihr innerstes Wesen ist es, was ihr Schicksal bestimmt. Wenn auch Medea, als die Trägerin des Ganzen, am gewaltigsten hervortritt, so sind die andern Figuren doch nicht minder künstlerisch vollendet, und namentlich ist der Kolcherkönig Aietes das Gebilde einer durchaus schöpferischen Phantasie. Jeder Zug, jedes Wort verräth den Barbaren, der sich vom Raubthier nur durch

größere Tücke und Hinterlist unterscheidet. Er weiß nichts von Recht und Unrecht; für Recht gilt ihm, wovon er sich Nutzen verheißt. Selbst die Sprache, welche der Dichter ihn reden läßt, ist höchst bezeichnend für seine Gemüthsart und Culturstufe: abgebrochen, gleichsam hervorgestoßen, drückt sie nicht menschliche Gedanken und Empfindungen, sondern nur zügellose Begierden aus. Wie Aietes die Verkörperung des rohesten Egoismus, so ist Jason der Repräsentant einer feineren, aber darum nicht minder grausamen Selbstsucht, die zwar nicht auf Nutzen und Vortheil bedacht ist, aber im Grunde wie jener in allem Erschaffenen nur Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke erblickt. Medea und der Reiz, den sie einen Augenblick auf ihn ausübt, die Leidenschaft, die er ihr einflößt, sind ihm nur Mittel, den heißersehnten Preis, das goldene Vließ, zu gewinnen. Das Aufkeimen der Liebe in Medea's Herzen, ihr angstvolles Ankämpfen gegen die ungeahnte Macht, von der sie sich eng und enger umstrickt fühlt, der Zauber, der alle ihre Zauberkünste zu seinem Dienste zwingt, sind mit bewundernswerther Kraft, Tiefe und Feinheit dargestellt. Ein der menschlichen Natur abgelauschter Zug ist es, daß Jasons Neigung

für sie in dem Moment erlischt, da er sie, wenn auch auf sein Geheiß und widerstrebend, ihre finstern unheimlichen Kräfte üben sieht. Das Grauen, das sie ihm fortan einflößt, reißt zwischen ihnen einen Abgrund auf, den die Liebe selbst, wenn er ihrer fähig wäre, nicht zu überbrücken vermöchte. Das Dämonische in Medea's Natur macht jedes Herzensband, das Menschen miteinander verknüpft, unmöglich. Umsonst opfert sie dem Geliebten Alles, was ihr bis dahin werth und theuer war: Vater, Bruder und Heimath, ja selbst die Macht, die ihr über die Geisterwelt verliehen ward — nichts kann aus Jasons Phantasie das schreckliche Bild verwischen. Dennoch hält ihr starkes Herz an ihm fest, bis der feige Verrath, den er an ihr begeht, die so lange, so mühsam bezwungene Wildheit ihres Wesens entfesselt, die blind wüthend sich gegen die Schuldlosen wie gegen die Schuldigen kehrt. Die Hände mit dem Blut ihrer Kinder geröthet, eine Welt von Schmerz und Jammer hinter sich zurücklassend, schreitet sie triumphirend aus Kreons brennendem Palast. Damit schließt der vierte Akt der dritten Abtheilung. Der fünfte Akt besteht eigentlich nur aus einer großen Scene zwischen Jason und Medea,

die sich nach Jahren begegnen. Ohne Frage schwächt er die bühnliche Wirkung der Tragödie, und dennoch läßt er sich nicht von dem Ganzen trennen, dessen tiefster Sinn in Medea's Schlußworten: „Trage, dulde, büße!" enthalten ist.

Der vierte Band bringt zwei historische Trauerspiele, „König Ottokars Glück und Ende" und „Ein treuer Diener seines Herrn," von denen namentlich das erstere zu dem Gewaltigsten gehört, was die deutsche Dichtkunst überhaupt hervorgebracht hat. Geschichtliche Vorgänge von folgenschwerer Bedeutung, eine Fülle von theils großartigen, theils gerade durch ihre Mischung interessanten Charakteren, eine starke Motivirung, die gleich in der meisterhaften Exposition alle Keime gewahren läßt, aus denen die Handlung sich mit Naturnothwendigkeit entfaltet, ein Aufbau, in dem die Einsicht der Kühnheit gleichkommt, machen dieses Stück zu einem Drama im größten Stil. Von den vielen Personen, die darin auftreten, hat jede ihre bestimmt ausgeprägte Physiognomie, zu deren Bezeichnung dem Dichter oft ein paar Worte genügen. Mehr als einmal hörte ich Grillparzer sagen: er habe, wenn er an seinen Dramen schrieb, die Gestalten derselben

oft leibhaft vor sich gesehen. Ihre vollkommene Unmittelbarkeit läßt sich in der That nur durch eine ins Visionäre hinüberspielende Kraft und Gluth der Phantasie erklären, wie sie eben nur den größten Dichtern eigen ist. Die Totalität der Erscheinung muß dem Poeten so ganz und gar gegenwärtig sein, daß alle einzelnen, selbst die unscheinbarsten Züge sich von selbst aus ihr ergeben. So war's bei Grillparzer.

Welche umfassenden Studien seinen historischen Stücken vorangiengen, bezeugen die noch vorhandenen, mehrere Bände starken Excerpte von seiner Hand. Allerdings betrachtete er das Dichten als eine „unlehrbare und unlernbare Kunst," die Eingebung galt ihm für das Höchste, doch war er eben so fest überzeugt, daß ohne erschöpfende Kenntniß des zu behandelnden Gegenstandes eine richtige Inspiration nicht möglich ist. Auf dem Wege gründlicher Forschung machte er sich mit der von Zeit und Ort bedingten geistigen Atmosphäre vertraut, in der seine Personen sich bewegen sollten; erst wenn er sich in ihren Gedanken- und Empfindungskreis vollkommen hineingelebt hatte, gieng er an die Arbeit, die ihm dann freilich leicht wurde.

Auch in „König Ottokars Glück und Ende" liegt das tragische Motiv ausschließlich in der Brust des Helden, der, vom Glück verwöhnt, im Gefühl seiner geistigen und äußeren Macht sich überhebend, die Gebote seiner Willkür zum alleingültigen Gesetz erheben will. Trotz seiner Heroenkraft und Größe unterliegt er im Kampfe gegen die sittlichen Mächte, die, tief in der Weltordnung begründet, stärker sind als alle Genialität des Individuums. Sein Gegner, Rudolf von Habsburg, ist keine gewaltige, blendende Persönlichkeit, wie er; wenn diesem dennoch der Sieg verbleibt, ist es, weil Gerechtigkeit sein Schwert, weise Mäßigung sein Schild ist. Die Ueberfülle meines Stoffes erlaubt mir nicht, auf die übrigen Charaktere näher einzugehen, wie verlockend es auch wäre, z. B. die Gestalt des geistreichen, frechen und verruchten Zawisch von Rosenberg, an sich ein Meisterwerk, zu analysiren. Das Stück fand bei seiner von Laube veranstalteten Wiederaufnahme in den Fünfziger Jahren ungleich größern Anklang als zur Zeit seines ersten Erscheinens — ein erfreulicher Beweis für den wesentlichen Fortschritt der historischen und der politischen Bildung in Oesterreich. Das nun folgende Trauerspiel:

„Ein treuer Diener seines Herrn,“ hatte seltsame Schicksale. Bei der ersten Aufführung mit stürmischem Beifall aufgenommen, durfte es in Folge eines ausdrücklichen Verbotes des Kaisers Franz nicht mehr gegeben werden. Was den Monarchen zu dieser Maßregel gegen ein die reinste Loyalität athmendes Stück bewog, gehört zu den unerforschlichen Dingen. Leichter ist der Grimm zu begreifen, mit dem die sogenannten Liberalen gegen das Stück wütheten, als es im Druck erschienen. Seinen literarischen Werth oder Unwerth ließen sie meist unerörtert; sie begnügten sich damit, es kurzweg servil zu nennen. Diese Anklage, die nicht nur das Werk, sondern auch den Charakter Grillparzers verdächtigt, ist zu bedenklicher Art, um hier übergangen zu werden; man erlaube mir, sie näher zu beleuchten. Der Held des Stückes, Bancbanus, hat dem König Andreas von Ungarn, als dieser in den Krieg zog, die feierliche Zusage geleistet: mit Aufbietung aller seiner Kräfte Ruhe, Ordnung und Gesetz im Land aufrecht zu erhalten. Um diesem Versprechen zu genügen, duldet er die schweren Kränkungen, welche die ihm feindlich gesinnte Königin und deren Bruder, Otto von Meran, ihm zufügen. In den Momenten

der härtesten Prüfungen bleibt es ihm stets gegenwärtig, daß seine Ehre nicht im Munde der Menschen, sondern in seinem eigenen Bewußtsein liege. Selbst der Frevel, dem sein holdes junges Weib als Opfer fällt, kann nur sein Herz zerreißen, ihn seinen Eid vergessen machen kann er nicht. Mit eigener Gefahr rettet er jene beiden, die der König seiner Hut befahl, als die von ihrer Willkürherrschaft hervorgerufene Empörung sie bedroht, und unterdrückt den Aufstand, dessen Zweck ist, Erny's Tod zu rächen. Hoffnungslos verarmt, des Liebsten beraubt, legt er bei des Königs Rückkehr das treu verwaltete Amt in dessen Hände nieder und zieht sich in die Einsamkeit zurück, um seinem Schmerz und seinen Erinnerungen zu leben. Wo ist hier die angebliche „Hundetreue", die man dem Charakter des Bancbanus vorwarf? Liegt sie etwa in dem unerschütterlichen Festhalten an dem gegebenen Worte? Von dieser Festigkeit pflegt man doch im gewöhnlichen Leben die Mannesehre abhängig zu machen. Oder meinten die Herren vielleicht: einem König gegenüber brauche man es nicht so genau zu nehmen? Es wäre in der That eine wunderliche Moral, die solche Ausnahmen zuließe, ja geböte. Die Sache

liegt anders: wenn Bancbanus das Schwerste erduldet, ohne einem Rachegefühl Raum zu geben, so ist der Grund davon keineswegs in sklavischer Unterwürfigkeit, sondern nur in seinem unerschütterlichen Pflichtgefühl zu suchen. Ein Mann seines Schlags könnte mit dem Bewußtsein, sein Wort gebrochen zu haben, nicht weiterleben. Wenn diese Gesinnung servil ist, dann, meine ich, kann die republikanische Staatsform einen solchen Servilismus eben so wenig entbehren, wie die monarchische. Die andern, mit größter Trefflichkeit ausgeführten Hauptpersonen des Stückes sind die hochfahrende, leidenschaftliche Königin, ihr von zügellosen Launen beherrschter Bruder und Erny, der Gegenstand seines tollen, bald einschmeichelnden, bald beleidigenden Liebewerbens. Das Verhältniß der beiden letztern zu einander ist höchst eigenthümlich behandelt. Was die junge, mit einem Greis vermählte Frau, ihr unbewußt, zu dem wilden Otto von Meran hinzieht, ist nicht Liebe, sondern nur Sehnsucht nach Liebe; was ihn alles aufs Spiel setzen läßt, um zu ihrem Besitz zu gelangen, ist nur der Trotz des verzogenen, verwöhnten Kindes, dem gerade das Versagte doppelt reizend und begehrenswerth erscheint. Der Dichter

übt ein strenges Richteramt: Erny sühnt ihre unfreiwillige Gedankenschuld durch einen freiwilligen Tod, die Königin wird, als sie mit ihrem Bruder entfliehen will, aus Versehen getödtet, Otto verfällt in Wahnsinn. Trotz seiner von heißen Leidenschaften durchtobten, mitunter grausen Handlung, hinterläßt dieses Drama einen beruhigenden, erhebenden Eindruck, indem es auf die Pflicht, als den einzigen sichern Leitstern des Lebens, hinweist.

Auf diese historischen Tragödien folgen im fünften Bande zwei freie poetische Schöpfungen: „Des Meeres und der Liebe Wellen" und „Der Traum ein Leben." In der erstern ist die alte Sage von Hero und Leander zu einer Tragödie gestaltet, in der alles Glück und alles Leid der Liebe erschöpft scheint. Der Stoff ist allbekannt, die Handlung überaus einfach, aber die Hand eines Meisters hat jenem neue Schätze von Poesie abgewonnen, und durch die künstlerische Vertiefung der Charaktere dieser einen ungeahnten Reichthum verliehen. Der Hauptreiz des Stückes liegt in der Wahrheit der Empfindungen, die darin ausgesprochen werden, und in der eben so feinen wie kräftigen Individualisirung jeder einzelnen Figur. Hero, erst unbefangen, wünschelos,

ohne Freude noch Kummer den Tag begrüßend, an dem sie zum Dienste der Göttin geweiht werden soll, und dann von dem Brand der Leidenschaft wie von einer elementarischen Macht erfaßt; der träumerische Leander und sein von frischer Jugendlust erfüllter Freund Naukleros; der Oberpriester endlich, der, von hochmüthigem Kastengeist beherrscht, die Liebenden dem Verderben überantwortet, sind Gestalten von seltener Lebendigkeit und Ueberzeugungskraft. Der Bau des Stückes ist nicht so tadellos, wie er sonst bei Grillparzer zu sein pflegt: es läßt sich nicht läugnen, daß der vierte Akt an manchen Schwächen leidet, die wohl mit der epischen Natur des Stoffes zusammenhängen. Wie herrlich sind aber seine Vorgänger, und wie beflügelt schwingt sich gleich wieder der fünfte Akt zur vollen dramatischen Höhe auf! Die Dichtung, die in Wien zu den beliebtesten gehört, hat in Deutschland, wo sie an einigen Bühnen gegeben wurde, nur geringe Theilnahme erweckt; man fand den Stoff dürftig, die Behandlung anstößig. Um diese Verschiedenheit des Eindrucks zu erklären, möchte ich an Goethe's Spruch erinnern:

„Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.“

Mit andern Worten: er muß den Stammeseigenthümlichkeiten des Poeten Rechnung tragen. In Grillparzers Stammland herrscht eine größere Eigenthümlichkeit, ein regeres Phantasieleben, eine frischere Sinnlichkeit, als in irgend einem andern deutschen Land. Der Verein dieser Eigenschaften bildet das künstlerische Naturell, das sich an der Schönheit eines Kunstwerks erfreut, ohne weiter zu fragen, welche Tendenz es verfolge, welche Moral sich daraus ziehen lasse. In Deutschland hält man es gerade umgekehrt: die Reflexion ist zu vorherrschend, man ist zu sehr gewöhnt, der Kunst Aufgaben zu stellen, mit denen sie nicht das Geringste zu schaffen hat, als daß man sich mit einer Dichtung befreunden könnte, die weder belehren noch beweisen, sondern nur den tiefsten geheimsten Regungen des Menschenherzens Form und Ausdruck geben will. Alle echte Poesie ist ihrer Natur nach naiv, und wäre der Gegenstand, den sie behandelt, noch so ernst und erhaben; es muß ihr aber von Seiten der Leser oder Zuschauer eine eben so unbefangene Auffassung entgegen kommen, wenn das Werk nicht grober Mißdeutung ausgesetzt sein soll.

Das dramatische Märchen „Der Traum ein Leben"

enthält in phantastischem Gewand einen bedeutungsvollen Sinn. Obgleich die Fabeln beider Stücke nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit einander haben, steht es doch in einer innern Verwandtschaft mit Calderons „Das Leben ein Traum", nur ist die Idee des spanischen Dichters hier auf den Kopf gestellt. Wenn Sigismund dahin gelangt, in der ihn umgebenden Wirklichkeit ein Traumgebilde zu erblicken, so durchmißt Rustan im Traum alle Höhen und Tiefen des Daseins. Ein Traum, in dem er, von wüstem Ehrgeiz getrieben, Verbrechen auf Verbrechen häuft, bis ihn ein schmählicher Untergang ereilt, läßt ihn beim Erwachen erkennen, welcher Gräuelthaten er fähig wäre, wenn die wilde Jagd des Lebens im Bunde mit den ihm bisher unbewußten bösen Trieben seines Innern ihn dazu drängte. Er schaudert zurück vor dem Bilde, das ihm die dunklen Abgründe seiner Brust enthüllt, und den Himmlischen für die ihm durch jenen Traum ertheilte Warnung dankend, ruft er:

„Eines nur ist Glück hienieden!
Eins: des Innern stiller Frieden
Und die schuldbefreite Brust!"

Wer hat nicht schon Aehnliches an sich selbst er=

lebt? Wem ist es nicht schon begegnet, daß er beim Erwachen mit Grauen inne ward, welche unheimlichen, ungeahnten Gäste sein Inneres beherberge, und wie es nur eines momentanen Nachlassens seiner höheren Kräfte bedürfe, um jenen die Herrschaft in die Hände zu spielen? Schonungsloser als die aufrichtigst gemeinte Selbstprüfung sagen uns unsere Träume, was wir wirklich sind; aus ihnen kann jeder erfahren, welche finstern Mächte er insbesondere mit aller Anstrengung seines Willens niederzuhalten hat.

Die Führung des mit allem Zauber der Phantasie geschmückten Stückes ist ungemein kühn. Er läßt den Zuschauer nicht ahnen, daß es nur Traumbilder sind, die an ihm vorüberziehen; erst gegen das Ende hin verwandelt sich die Spannung, mit der er bis dahin dem Gang der Handlung folgte, in das sinnig heitere Lächeln der Ueberraschung.

Auf dieses Märchendrama folgt „Melusine", eine romantische Oper. Es ist wohl kaum möglich, ein literarisch bedeutendes Textbuch zu schreiben, und so hat auch Grillparzer nur eine Skizze geliefert, deren Ausführung und Belebung dem Componisten überlassen bleiben mußte. Ein dramatisches Frag-

ment „Hannibal“ schließt den fünften Band. Ich weiß nicht, ob der Dichter sich wirklich mit dem Gedanken trug, den großen Carthager zum Helden einer Tragödie zu machen, jedenfalls läßt das vorliegende Bruchstück tief bedauern, daß es nicht geschah. Es besteht nur aus zwei Scenen, einer Eingangsscene und einer Unterredung zwischen Hannibal und Scipio. In diesem Zwiegespräch treten nicht nur die Charaktere der beiden Feldherren mit der größten plastischen Anschaulichkeit hervor; es sind darin auch die Ursachen aufgedeckt, die Rom zum Sieg, Carthago zum Untergang führen mußten. Sie lassen sich in die Worte Scipio's zusammenfassen:

„Wenn Hannibal erliegt, erliegt Carthago,
Wenn Scipio fällt, doch triumphiret Rom!“

Das ist's, keine geistige und Heldengröße des Einzelnen kann in einem Staate den Bürgersinn und die Bürgertugend der Gesammtheit ersetzen.

Der sechste Band beginnt mit dem Lustspiel „Weh dem, der lügt.“ Der Stoff zu demselben ist Augustin Thierry's „Lettres sur l'histoire de France“ entlehnt, in welchem die Begebenheit (Seite 89) der Chronik des Bischofs Gregor von Tours nacherzählt

wird. Diese Erzählung hat Grillparzer zu seinem Werke benützt und auch ihre kleinen Detailzüge in dasselbe aufgenommen.

An den wesentlichen Vorgängen ist nichts geändert: die Oertlichkeiten, die Verhältnisse, die Personen sind fast dieselben, wie in der alten Chronik. Erfindungen des Dichters sind nur Edrita, Galomir und das Gelöbniß, durch welches Leon sich verpflichtet, bei dem Befreiungswerke, das er im Sinne hat, zu keiner Lüge seine Zuflucht zu nehmen. Wehe dem, der lügt! ist der Wahlspruch des frommen Bischofs Gregor, der in der Unwahrheit den Quell alles Bösen erkennt. Er will seinen Neffen Atalus, den Sohn seines Herzens, lieber in der Gefangenschaft der fränkischen Barbaren, als ihn um den Preis einer Lüge befreit wissen. Leon verspricht ihm, nicht um Haaresbreite vom Wege der Wahrheit abzuweichen, doch bleibt er diesem Versprechen nur dem Wortlaute, nicht dem Sinne nach, treu. Er täuscht seine Gegner, indem er ihnen, sicher, daß sie ihr keinen Glauben schenken werden, die volle Wahrheit sagt. Mit Recht macht Edrita, des fränkischen Grafen Kattwald Tochter, ihm den Vorwurf:

„Es lügt der Mensch mit Worten nicht allein,
Auch mit der That. Sprachst du die drohnde Wahrheit,
Und wir, wir haben dennoch dir vertraut,
War Lüge denn, was dir erwarb Vertrauen.“

Das ganze Stück hindurch sehen wir den Grundgedanken desselben in dem verschiedensten Lichte schimmern und glitzern, die, wie man meinen möchte, unverrückbare Gränze zwischen Wahrheit und Lüge oft undeutlich zerfließen, und wir müssen endlich dem guten und weisen Bischof beistimmen, wenn er am Schlusse ausruft:

„Wer deutet mir die buntverworrne Welt?
Sie reden alle Wahrheit, sind drauf stolz,
Und sie belügt sich selbst und ihn; er mich
Und wieder sie; der lügt, weil man ihm log —
Und reden alle Wahrheit, alle, alle!
Das Unkraut, merk' ich, rottet man nicht aus,
Glück auf, wächst nur der Weizen etwa drüber.“

Auch diesem Lustspiel liegt das schmerzliche Gefühl der menschlichen Unzulänglichkeit zu Grunde. Wir mögen die wissentliche Lüge verabscheuen, allein wir kennen uns selbst viel zu wenig, um absolut wahr sein zu können; wir müssen uns damit bescheiden, wahr sein zu wollen. Laube mag Recht

haben, wenn er behauptet, daß die Dialektik, mit der dieser Beweis geführt wird, der dramatischen Wirkung des Stückes Eintrag thut; als literarische Arbeit betrachtet, erhält es jedoch eben durch ihr freies geistreiches Spiel einen ungemeinen, ganz eigenthümlichen Reiz. Die Handlung ist in hohem Grad interessant, oft spannend und ergreifend, die Charaktere sind mit der Grillparzer eigenen Sicherheit gezeichnet und mit einer Fülle von individuellen Zügen ausgestattet, und der historische Hintergrund, der Kampf der gallisch-römischen Civilisation mit dem hereinbrechenden fränkischen Barbarenthum, ist trefflich behandelt. Die Gründe, warum das Stück (im Jahre 1838) mißfällig aufgenommen wurde, waren meist äußerlicher Art. Dem Publikum war ein Lustspiel in Aussicht gestellt, und nun wurde ihm eine Dichtung vorgeführt, die zwar voll Humor und Frische, doch ohne eigentlich komische Elemente ist; schon diese Enttäuschung war dem Erfolg hinderlich. Ferner machte Galomirs Blödsinn einen unangenehmen Eindruck; man bestritt dem Dichter das Recht, eine solche Figur auf die Bühne zu bringen. Als wenn Shakespeare mit seinem Caliban nicht Bedenklicheres gewagt hätte! Den meisten Anstoß

jedoch erregte — ich habe einer jener Vorstellungen beigewohnt und erinnere mich der Wirkung ganz genau — das schlimmste Aergerniß gab der frevelhafte Einfall, einen Koch als Helden des Stückes figuriren zu lassen. Das ging in den Augen des sogenannten gebildeten Publikums über das erlaubte Maß hinaus. Einen Waffenträger, ja einen Stallknecht hätten diese wunderlichen Aesthetiker sich gefallen lassen, doch nimmermehr einen Koch. Ein Held, als dessen Attribute ihre schwungvolle Phantasie ihnen Küchenmesser und Bratspieß vormalte, beleidigte ihre poetische Empfindung. Leons unsägliche Liebenswürdigkeit, sein reizender Humor ließen sie kalt; sie sahen in ihm eben nur den Koch. Mit derlei Zartheiten läßt sich nicht rechten; kindische Abgeschmacktheiten mit Vernunftgründen widerlegen wollen, hieße mit Kanonen auf die Spatzenjagd ausziehen. Das Werk ist stark genug, um für sich selbst zu sprechen. Jeder, dessen Blick unbefangen, dessen Urtheil nicht von ästhetischen Doctrinen umstrickt ist, wird es des Dichters würdig nennen.

IV.

Im sechsten Bande der Gesammtausgabe finden wir noch das Trauerspiel „Libussa“ und ein dramatisches Fragment „Esther.“ Die erstgenannte Tragödie bildet im Verein mit den historischen Trauerspielen „Ein Bruderzwist in Habsburg“ und „die Jüdin von Toledo“ Grillparzers dramatischen Nachlaß. Ich weiß über die Entstehung der „Libussa“ nichts Näheres anzugeben, glaube jedoch, daß der Dichter diese Arbeit, ganz gegen seine Gewohnheit, erst nach wiederholten und längeren Unterbrechungen zu Ende führte. Sie hat nicht die einheitliche Stimmung seiner übrigen Dramen; trotz der außerordentlichen Schönheit einzelner Scenen, ja des ganzen ersten Aktes, steht sie nicht auf gleicher Höhe mit diesen. Die erst so lebensvollen Gestalten verblassen gegen das Ende hin zu Symbolen, die Nothwendigkeit des tragischen Aus-

gangs wird nicht deutlich gemacht. Wahrscheinlich lag dieser Schluß nicht in dem ursprünglichen Plan, sonst hätte der Dichter, wie er pflegte, ihn schon im Verlauf des Stückes vorbereitet und uns eine im tiefsten Wesen der beiden Liebenden begründete Verschiedenheit ahnen lassen, die keine Neigung auszugleichen vermag. Von einer solchen Andeutung findet sich keine Spur. Als zwei reichbegabte Naturen voll heiterer Klarheit und edler Kraft stehen Primislaus und Libussa sich gegenüber. Magnetisch zu einander hingezogen, unterdrücken sie die Aeußerung des Gefühls, das zum Inhalt ihres Lebens geworden ist. Dieses Verhältniß, der Kampf zwischen dem Stolz der Jungfrau, die, um ihre Liebe ahnen zu lassen, erst der Gegenliebe gewiß sein will, und dem Stolz des niedriggeborenen Mannes, der um die Fürstin zu werben verschmäht, so lang ihm der Erfolg dieser Werbung zweifelhaft scheint, ist mit dem zartesten Reiz behandelt, die Scene, in der beide sich endlich verständigen, von unübertroffener Schönheit. Mit ihr schließt der vierte Akt. Es wäre gut, wenn auch das Stück mit ihr schlösse; denn was nun folgt, steht in keinem nothwendigen inneren Zusammenhang mit dem Vorher-

gegangenen. Wir finden im fünften Akt Libussa und Primislaus als Vermählte wieder. Sie liebt den Mann ihrer Wahl tiefer, inniger als je; schöner, als sie auch nur zu ahnen vermochte, sind alle Hoffnungen, die sie auf ihn setzte, in Erfüllung gegangen. Stets darauf bedacht, den Strahl seiner Thaten zurück auf ihr Haupt zu lenken, ist er ihr der zärtlichste Gatte, dem Land ein Fürst, dessen Weisheit, Kraft und Gerechtigkeit allen zum Segen wird und kommenden Geschlechtern den Weg zur Gesittung ebnet. Dennoch erscheint uns Libussa im Innersten verwandelt, ja gebrochen, resignirt, statt beglückt. Woher diese Wandlung? muß man fragen und sucht vergeblich nach der Antwort. Stände Libussa wie ihre Schwestern Kascha und Tetka im Bunde mit höheren Mächten, so ließe sich begreifen, daß die von diesen Erwählte sich nicht ungestraft den Kindern der Erde beigesellen darf. Allein in den ersten vier Akten weist nichts auf eine solche Deutung hin. Wir erfahren zwar, daß Libussa die Tochter eine göttergleichen Mutter und im Besitze wundersamer Gaben ist, doch sehen wir sie, im Gegensatz zu ihren schicksalskundigen, sternedeutenden Schwestern, selbst eine sonnige Natur, der Licht-

seite des Lebens zugewendet. Das Grübeln, die in dunkle Tiefe sich verlierende Betrachtung sind ihrem klar bewußten, thatkräftigen Wesen fremd. Sie liebt die Menschen, von denen jene sich mit düsterem Stolz abschließen. Ihrer Sehergabe wird erst erwähnt, als Primislaus, im Begriff, eine Stadt zu gründen, sie bittet, durch eine Weissagung dem Werke die ermuthigende Weihe zu geben. Von dunkler Angst erfaßt, weigert sie sich anfangs, der Plan selbst widerstrebt ihr, sie kann es nicht fassen, welches Heil davon zu erwarten sei, daß Menschen ihr freies Naturleben, die ungehinderte Entwicklung und Uebung ihrer ureigensten Kräfte aufgeben sollen, um sich zur dumpfen Heerde zusammenzuschaaren. Als jedoch Primislaus seine Bitte wiederholt, fügt sie sich seinem Wunsche. Sie tritt zum Altar; die Gabe des Schauens, die sie schon erloschen glaubte, überkommt sie aufs Neue. Vom prophetischen Geist erfüllt, verkündet sie die künftigen Weltgeschicke, den dereinstigen Sieg des Slaventhums:

„Die lang gedient, sie werden endlich herrschen,
Zwar breit und weit, allein nicht hoch, noch tief;
Die Kraft, entfernt von ihrem ersten Ursprung,
Wird schwächer, ist nur noch erborgte Kraft.

Doch herrschen werdet ihr und euern Namen
Als Siegel drücken auf der künft'gen Zeit.
Doch bis dahin ist's lang — was soll ich hier?

. . . .

Was soll ich noch, die Eltern-, Schwesternlose?
Euch selber bin ich nur die Märchenkund'ge,
Auf die ihr hört, soweit es euch gefällt,
Und handelt, wie's euch eingibt eigne Lust!"

Tetka und Kascha erscheinen auf der Flucht vor dem Menschenschwarm, der sich in ihrer Nähe ansiedeln will. Libussa vermag ebensowenig ihnen in ihre Einsamkeit zu folgen, als in der neuen Zeit, die nun beginnen soll, Wurzel zu schlagen. Sie stirbt in Primislaus Armen. Ist es ihr Herabsteigen zu den Staubgebornen, was eine solche Sühne erheischt? Ist sie die Repräsentation eines patriarchalischen Zustandes und muß deßhalb, unfähig, unter andern Bedingungen weiterzuleben, mit ihm dahinscheiden? Daß uns darüber kein Aufschluß gegeben wird, betrachte ich als ein Gebrechen der Dichtung. Wenn ich nicht sehr irre, ist dieser peinliche, das Bild verwirrende Schluß erst in späten Jahren entstanden. Seine durch nichts motivirte Herbheit läßt sich nur durch die immer dunkleren Schatten

erklären, die ein wachsender Pessimismus auf Grillparzers Gemüth warf.

Eine reine lichtstrahlende Perle ist hingegen das nur aus zwei Akten bestehende Fragment „Esther.“ Der Dichter versetzt uns an den Hof von Susa, wo die Trennung des Königs von seiner Gemahlin Alles in Aufregung versetzt und ein bunt sich durchkreuzendes Intriguenspiel entfesselt. Die Anhänger der verstoßenen Königin setzen Alles daran, ihre Zurückberufung zu bewerkstelligen, ihre Gegner trachten, Assuerus zu einer andern Wahl zu bestimmen. Des Königs Rath, Haman, eine mit der feinsten Satire, dem köstlichsten Humor entworfene Figur, ist vor Allem nur darauf bedacht, seinem Gebieter wieder zu guter Laune zu verhelfen. Er glaubt dieß zu erreichen, indem er sämmtliche Jungfrauen Persiens nach Susa bescheidet, damit der König aus ihnen eine Gemahlin wähle. Das, hofft er, wird ihn zerstreuen und den Trübsinn, an dem Assuerus leidet, seit er Vasthi verloren, heilen. Unter den an den Hof Berufenen befindet sich auch Esther, Mardochai's Nichte, ein ganz origineller Frauencharakter, in dem Naivetät und Verstandesschärfe, Gefühlswärme und kluge Besonnenheit sich die Wage halten.

Beim Abschied schärft ihr der Oheim ein, ihre eigene Erhöhung, wenn nämlich die Wahl des Königs auf sie fallen sollte, nur als ein Mittel zur Befreiung ihres Volkes zu betrachten. Sie aber trägt kein Verlangen nach Glanz und irdischer Hoheit; statt sich eiteln Träumen hinzugeben, wünscht sie nur bald wieder in den Kreis der Ihrigen zurückkehren zu dürfen. In der That scheint es so kommen zu wollen. Der Plan, auf welchem Haman sich so viel zu gute that, hat das Mißfallen des Königs erregt, der darin einen Versuch erblickt, seinem Willen Gewalt anzuthun. Er befiehlt, die ganze Mädchenschaar wieder nach Hause zu schicken. Haman glaubt sich verloren; um so verzweifelnder klammert er sich an eine letzte Hoffnung fest. Er war schlau genug gewesen, Esther nicht unter die andern zu stecken, wo Assuerus sie hätte übersehen können. Seinem Befehl gemäß, wurde sie in die Gemächer des Königs gebracht, dort soll ihr Assuerus wie durch Zufall begegnen. Er läßt sich angelegen sein, sie auf den verhängnißvollen Moment vorzubereiten — aber was kommt seinem Staunen gleich, als Esther ruhig äußert: sie fürchte nicht dem König zu gefallen?! Schier außer sich ruft er:

„Sie fürchtet nicht! O großer Unverstand!
Und wieder doch nicht übel, mindstens neu!
So was gefällt. Die andern boten marktend
Sich selber aus, und sie, sie fürchtet nicht!
Bleib immer nur dabei, und ist's Verstellung,
Sieh zu, daß aus dem Ton du nimmer fällst.
Ist's Wahrheit — nun, da wär's denn freilich schlimmer,
Doch ist die Wahrheit selbst mitunter nützlich."

Der König erscheint; ohne einen Blick auf Esther zu werfen, heißt er sie gehen. Die frohe Hast, mit der sie sich anschickt, diesem Befehl Folge zu leisten, erweckt seine Aufmerksamkeit; es entspinnt sich ein Gespräch zwischen ihnen. Von Esthers hellem Verstand wie von ihrer Schönheit angezogen, ist er dennoch auf seiner Hut. Die fast herbe Offenheit, mit der sie seine Fragen beantwortet, kann ja auch nur eine Maske, ihre scheinbare Gleichgültigkeit für Rang und Größe eine ihm gelegte Schlinge sein. Erst als Esther auf seine prüfende Frage: wen er wohl zur Gemahlin wählen solle? mit der Unbefangenheit eines reinen selbstlosen Gemüths ihm den Rath gibt, die verstoßene Vasthi, die Geliebte seiner Jugend, zurückzurufen, schwinden seine Zweifel, und eine Unsicherheit anderer Art tritt an

ihre Stelle. Wird Esther die Neigung, die sie ihm einflößt, auch erwiedern? Ein Wort, das ihr unwillkürlich entschlüpft, gibt ihm diese ersehnte Gewißheit, und beseligt schließt er sie als Braut in seine Arme. Wie man sieht, hat diese Dichtung, obgleich nur Fragment, dennoch einen befriedigenden Abschluß, der sie bühnenfähig macht. Auch wurde sie in Wien, solange das Burgtheater eine Darstellerin für die Titelrolle besaß, oft und stets mit dem größten Beifall gegeben. Die Handlung ist so geistreich geführt, die Gestalten sind so voll überzeugenden Lebens, das Colorit ist so warm und so klar, daß dieses Bruchstück sich dem Trefflichsten anreiht. Auf den ersten Blick mag Esther vielleicht zu überlegen, zu reich an Welt- und Menschenkenntniß scheinen, doch abgesehen von der Thatsache, daß es Intelligenzen gibt, deren Entwicklung den Jahren voraneilt, hat der Dichter es auch nicht an Ursachen fehlen lassen, die Esthers geistige Frühreife erklären. Sie ist eine Jüdin, die Tochter eines geknechteten, unterdrückten Volkes, dessen Loos es Jahrtausende hindurch war, sich mit den Waffen des Geistes der brutalen Gewalt zu erwehren, von der es sich bedrängt sah. Man braucht sich nicht

zur Lehre Darwins zu bekennen, um anzunehmen, daß unter solchen Verhältnissen eine starke Ausbildung des Verstandes zur Stammeseigenschaft werden muß. In wohlthuender Ruhe und Klarheit steht Esther vor uns, durch ihren Instinkt zum Denken genöthigt wie andere zum Athmen, starker Empfindungen fähig, ihrer aber auch mächtig, ein Individuum und zugleich ein nationaler Typus. Eben so vollendet ist die Figur des Königs gezeichnet, seine innere Vereinsamung, seine Verachtung des Sklavengezüchts, das, unbedingte Unterwürfigkeit heuchelnd, doch nur niedrige, selbstische Zwecke verfolgt, sein heißes, hoffnungsloses Schmachten nach einem nicht von Berechnung eingegebenen Wort, nach dem Anhauch einer unbefleckten Seele. Würdig reiht sich an diese beiden Gestalten der ehrenwerthe Haman, eine jener Naturen, deren Klugheit zu ausgiebig mit Gemeinheit versetzt ist, um nicht alsbald in Dummheit umzuschlagen, wenn sie Edlem gegenüberstehen. Die Wirkung dieses Bruchstücks ist so voll, so harmonisch, als hätte man ein abgeschlossenes Werk vor sich.

Das Trauerspiel „Ein Bruderzwist in Habsburg“ eröffnet den siebenten Band. Der Dichter

vergegenwärtigt darin die politischen Zustände Oesterreichs unter der Regierung Kaiser Rudolfs des Zweiten, kurz vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges. Zu der Türkengefahr gesellen sich religiöse Wirren im Innern. Auch in den Erblanden hat der Protestantismus zahlreiche Anhänger gefunden; dem katholisch gesinnten Regentenhaus bleibt nur die Wahl, sich entweder mit ihm zu vergleichen oder ihn niederzuwerfen. Rudolf, dieser Hamlet unter den Habsburgern, kann sich weder zu dem einen noch zu dem andern entschließen. Statt den Knoten zu lösen oder zu zerhauen, überredet er sich: das Weiseste, das allein Räthliche sei, abzuwarten, daß die Hand der Zeit ihn entwirre. Jeder Neuerung abhold, ist er ein Gegner des Protestantismus, den er als eine menschlichem Dünkel entsprungene Irrlehre, wie als eine dem monarchischen Prinzip drohende Gefahr betrachtet. Gleichzeitig ist er aber zu edlen Sinnes, einer zu hohen Auffassung geistigen Lebens fähig, um religiöse Ueberzeugungen mit Feuer und Schwert bekämpfen zu wollen. Von dem Wirrsal angewidert, das ihn rings umgibt, zieht er sich in sein Inneres zurück, und entfremdet sich mehr und mehr den Völkern

deren Schicksale in seine Hand gelegt sind. Sein Neffe, der glaubenseifrige Ferdinand von Steiermark, ist aus härterem Stoffe gebildet: schonungslos, wie er sein eigenes Herz zerdrückt, um einer vermeintlichen Gewissenspflicht zu genügen, ist er bereit, Jammer und Elend über Tausende zu verhängen, damit die Ketzerei ausgerottet werde. Er handelt aus tiefster Ueberzeugung; man kann ihm Beschränktheit, Härte, aber keine selbstischen Zwecke vorwerfen, während Matthias, des Kaisers Bruder, ausschließlich solche verfolgt. Schwach, eitel, ehrgeizig, ist er ein Werkzeug in den Händen seines schlauen, von jesuitischem Geist erfüllten Rathgebers, des Bischofs Klesel, in dessen Interesse die Erhöhung seines Herrn liegt. In menschenscheuer Abgeschlossenheit, nur seinen Lieblingsstudien lebend, weilt der Kaiser auf dem Hradschin, während in Ungarn Schlacht um Schlacht verloren wird und das Zerwürfniß in den österreichischen Landen eine immer drohendere Gestalt annimmt. Längst hat Rudolfs Unthätigkeit das Mißvergnügen seiner Völker erregt, Matthias, von Klesel geleitet, benützt die allgemeine Unzufriedenheit, um die Macht an sich zu reißen. Es gelingt ihm, doch zu seinem

Fluche, denn bald wird er inne, daß er eine Last auf sich genommen hat, die zu tragen seine Schultern zu schwach sind. Als er in der Hofburg zu Wien die Kunde von Kaiser Rudolfs Tod erhält, beneidet er den Dahingeschiedenen und ruft zusammenbrechend: „Mea culpa! mea maxima culpa!“

Es begreift sich, daß ein Stück, dessen Schwerpunkt ganz und gar in politischen und religiösen Conflikten liegt, kaum, oder doch nur stellenweise, von zündender Wirkung auf ein Theaterpublikum sein kann. Die Fragen, um welche sich hier Alles dreht, begegnen nur bei verhältnißmäßig Wenigen einem starken, lebendigen Interesse, und für die Allen verständlichen Gefühle bleibt kein Raum übrig. In so gewitterschwüler Luft, wie sie in dieser Tragödie herrscht, athmet sich's auch keineswegs behaglich; fort und fort wird man durch die Flammen, die hie und da aufzucken, erinnert, daß man auf vulkanischem Boden steht. Wenn aber auch die theatralische Wirkung des vorliegenden Trauerspiels der des „Ottokar“ nicht gleichkommt, so ist nichtsdestoweniger sein dramatischer Werth eben so groß, sein Gefüge vielleicht noch fester und kunstvoller, die Charakterzeichnung so großartig im Entwurf,

wie fein und geistreich detaillirt in der Ausführung. Von der sogenannten poetischen Freiheit macht Grillparzer den allermindesten oder, richtig gesagt, den allein zulässigen Gebrauch. Meines Erachtens beschränkt sich diese Freiheit auf die Erfindung von Zügen, die geeignet sind, die wirkliche Physiognomie historischer Personen noch deutlicher auszuprägen. Dieß ist hier mit größter Meisterschaft geschehen, doch keine Rücksicht konnte den Dichter bewegen, weiter zu gehen und des Effektes wegen einen falschen, ihnen fremden Zug in seine Gestalt hineinzubringen. Da ist auch nicht eine, welche die Makel des innern Widerspruchs, der innern Unmöglichkeit trüge, gegen die, bei entgegengesetztem Verfahren, selbst das gewaltigste Talent nicht zu schützen vermag. Mit besonderer Vollendung und sichtlicher Vorliebe ist Kaiser Rudolf gezeichnet. Wer Grillparzer genauer kannte, wird mir schwerlich Unrecht geben, wenn ich diese Figur, ihres historisch vollkommen wahren Charakters unbeschadet, bis zu einem gewissen Grad ein Selbstporträt des Dichters nenne. Seine Natur hatte eben viele Analogien mit der seines Helden: den unwiderstehlichen Hang zu träumerischer Contemplation, den idealen Zug,

dem alles Vergängliche unwichtig scheint, die Schwierigkeit, einen Entschluß zu fassen, die in großer Zartheit des Gewissens wie in einem alle möglichen Folgen überschauenden Tief- und Fernblick ihren Grund hat, den oft auftauchenden, schmerzlichen Zweifel an der eigenen Kraft, den Widerwillen gegen alles Gewaltsame, und zugleich, in seltsamem Widerspruch damit gepaart, eine Heftigkeit, die bis zur Wildheit, eine Strenge, die bis zur unerbittlichen Härte gehen konnte.

Das historische Trauerspiel „Die Jüdin von Toledo" schließt den siebenten Band und die Reihe von Grillparzers dramatischen Werken. Ein denselben Stoff behandelndes Stück „Lope de Vega's" mag ihn zu dieser Arbeit angeregt haben, doch ging er dabei so ganz seine eigenen Wege, daß von einer anderen Aehnlichkeit als der des Stoffes nicht die Rede sein kann. Dieser ist einem Vorgang aus dem Leben des Königs Alfonso von Castilien entnommen. Im Heereslager aufgewachsen, mit frühreifem Geist nur seinem königlichen Berufe lebend, hat Alfonso sich als Jüngling mit einer englischen Prinzessin vermählt, deren Begriffe von weiblicher Tugend und Würde die Gränze zwischen edler Sitte und hochmüthiger

Prüderie weit überschreiten. Sie liebt ihren Gemahl, doch würde sie glauben, ihrer Weiblichkeit etwas zu vergeben, wenn sie sich dem Zug ihres Herzens überließe. Die Kühlheit, zu der sie sich zwingt, läßt kein inniges wahrhaft beglückendes Verhältniß aufkommen. Der warm und rasch empfindende Alfonso fühlt wohl diesen erkältenden Hauch, doch, ohne jegliche Erfahrung in Bezug auf Frauen, gibt er sich zufrieden und denkt: in der Ehe sei es eben nicht anders. Da führt ihn der Zufall mit der schönen Jüdin Rahel zusammen. Sie ist eine der merkwürdigsten Conceptionen Grillparzers; im reichlichsten Maße hat er sie mit allen Charakterfehlern ausgestattet, die ein weibliches Wesen verunzieren können, und nicht Einen versöhnenden Vorzug in die andere Wagschale gelegt. Sie ist gefallsüchtig, kindisch, thöricht, selbstisch, habgierig, eitel, ist aber all dieß mit einer Naivetät, einer Urwüchsigkeit, die selbst das Häßliche reizend erscheinen lassen. Der König kann ihrem Zauber um so weniger widerstehen, je fremdartiger ihm eine solche Erscheinung ist. Zum erstenmal kommt ihm das Weib entgegen.

„Das Weib als solches, nichts als sein Geschlecht,
Und rächt die Thorheit an der Weisheit Zögling!“

Was Alfonso zu dem leichtfertigen, koketten Mädchen hinzieht, ist weder Liebe im hohen, edlen Sinne des Wortes, noch ist es Sinnlichkeit allein; es ist zumeist ein mit Neugier gepaartes Staunen vor der neuen Welt, die sich ihm erschließt, der Reiz, den ihre unberechenbare Laune, das von keinem Bedenken irgend einer Art gezügelte Walten ihres Naturells auf ihn ausüben. Er begibt sich mit Rahel auf ein Lustschloß. Der dritte Akt, in dem sie ihren ganzen Uebermuth, ihre unbändige Gefallsucht entwickelt, in dem ferner ihr Vater Isaak den neugewonnenen Einfluß dazu benutzt, seinen Säckel zu füllen, während der König wie ein Träumender, welcher Morgenluft wittert, sich selber sagt: er werde seine unwürdigen Fesseln zur rechten Stunde zu zerreißen wissen — dieser ganze Akt zeugt von einer staunenswerthen Gestaltungskraft. Eine schlimme Kunde weckt den König aus seinem kurzen Taumel. Die Mauren bedrohen das Land. Die castilischen Standesherren, das Treiben Alfonso's mit Recht mißbilligend, haben sich um die Königin geschaart, als wäre der Thron erledigt. In zürnender Hast verläßt Alfonso das Lustschloß, um sein Herrscherrecht zu wahren. Rahel und die

Ihrigen, denen er seinen Schutz zusichert, bleiben zurück. Der Haß ihrer Feinde macht es dem König unmöglich, sein Versprechen zu halten. In feierlicher Versammlung wird über die Mittel berathen, die Unheil stiftende Jüdin zu entfernen. Don Manriquez, der Vorsitzende in der Versammlung, schlägt vor: man solle ihr Schätze bieten, damit sie auf Alfonso verzichte, oder sie nach einem fernen Lande entführen; die Königin jedoch dringt auf den Tod der Schuldigen, und unverzüglich geht man an die Erfüllung des Blutbefehls; das Lustschloß wird überfallen und Rahel grausam hingeschlachtet. Der König erfährt die That erst, nachdem sie schon vollbracht ist; wüthender Zorn und Schmerz bemächtigen sich seiner, er eilt zurück nach Retiro, um die todte Geliebte noch einmal zu sehen. Dann soll ein furchtbares Strafgericht über ihre Mörder ergehen. Von diesen Empfindungen durchtobt, stürzt er in Rahels Sterbegemach; ein anderer, als er hineingegangen, kehrt er daraus zurück. Der Anblick der blutigen entstellten Leiche hat den Zauber gebrochen, den die Lebende auf ihn ausübte. Jetzt erst wurde er den bösen Zug um Wange, Mund und Kinn gewahr, der ihre Schönheit vergiftete.

Statt üppiger Bilder der Vergangenheit traten sein Weib, sein Kind, sein Volk ihm vor die Augen. Man hat gegen ihn gefehlt, aber auch er fühlt sich schuldig und zieht, um diese Schuld zu sühnen, in den Krieg gegen die Mauren, wie Büßer nach Jerusalem ziehen, doch nicht, ohne sich vorher mit seiner Gemahlin versöhnt zu haben. Rahels, ihr höchst unähnliche Schwester, die edle ernste Esther, sendet ihm ihren Fluch nach; sie nimmt ihn jedoch zurück, da sie erkennt, daß sie Alle, Alle Schuld auf sich geladen haben, und schließt die Tragödie mit den Worten:

„Verzeihn wir denn, damit man uns verzeihe.“

Das Stück ist eine Arbeit von der größten poetischen Bedeutung, auf der Bühne aber wird die unerwartete Wendung im fünften Akt dem Erfolg immer Eintrag thun. Sie ist zwar überaus fein motivirt, und mit echter Künstlerschaft, durch den Grundton im Charakter des Königs vorbereitet; aber so sehr sich der Dichter auch hütete, Rahel als liebenswürdig darzustellen, sie uns werth zu machen, sträubt sich unser Gefühl doch gegen das Verbrechen, das an ihr begangen wird und ungerächt bleibt.

Unsere Vernunft muß die Rückkehr des Königs zu seinen Pflichten gutheißen; unser Gemüth kann sich nicht zufrieden geben, daß es ihm so leicht wird, über die Leiche des zwar keineswegs reinen, doch gewiß beklagenswerthen Opfers hinwegzuschreiten. So bleibt ein Zwiespalt zurück, der zu keiner vollen Befriedigung gelangen läßt. Er darf uns aber nicht über den Werth der Dichtung täuschen, in der in Bezug auf die Führung der Handlung und der Charaktere Außerordentliches geleistet ist, der tiefen Weisheit so vieler darin enthaltenen Aussprüche, der erschöpfenden Seelenkenntniß, die es athmet, gar nicht zu gedenken.

V.

Die drei letzten Bände der Gesammtausgabe enthalten Grillparzers Prosaschriften. Von diesen war früher nur ein verschwindend kleiner Theil, nämlich die beiden Erzählungen und ein Essay über das Drama, veröffentlicht worden; alles übrige, die sehr ausführlichen Studien über Lope de Vega, die Aufsätze und Aphorismen über Religion, Philosophie, Politik, Literatur erschienen hier zum erstenmal. Die erste, minder bedeutende, jener Erzählungen verdankt einer äußeren Veranlassung ihr Entstehen. Es handelte sich darum, dem Herausgeber der „Aglaja“ aus der Verlegenheit zu helfen, in die das Ausbleiben eines ihm zugesicherten Beitrags ihn gesetzt hatte, und so lieferte Grillparzer in Hast und Eile die in Rede stehende Arbeit. Die lebendige Darstellung und einige wirksame Situationen darin bekunden allerdings ein bedeutendes Erzählertalent,

doch hat das Ganze nicht die Vertiefung, die man bei unserm Dichter zu finden gewohnt ist, und gibt nicht das Maß seines Könnens. Um vieles, ich möchte sagen ohne Vergleich werthvoller ist die zweite Erzählung „Der alte Spielmann.“ Obgleich von nur geringem Umfang, entrollt sie uns das bis in die kleinsten Züge ausgeführte Bild eines ganz eigenthümlichen Charakters, dessen kindliche Reinheit und Arglosigkeit uns seine Schwäche rührend, ja ehrwürdig erscheinen läßt. In der Schilderung dieser einerseits so reichen, andrerseits so dürftigen Natur, die den rauhen Mächten des Lebens keinen Widerstand entgegenzusetzen vermag, entwickelt der große Seelenmaler seine ganze Kunst. Wie nur irgend eine tragische Gestalt, trägt Jakob, so heißt der Held der Erzählung, sein Schicksal in den Tiefen der eigenen Brust. Was ihm widerfährt, ist die unvermeidliche Folge dessen, was er ist. Wenn aber seine Eigenart ihn aus der Sphäre verdrängt, der er durch seine Geburt angehört, ihn auf die Geliebte zu verzichten zwingt, Armuth und Verlassenheit zu den einzigen Gefährten seiner Tage macht, so befähigt sie ihn hinwieder, sein schweres Loos mit stiller Resignation zu ertragen und die lautere

Unschuld seines Sinnes bis ans Ende zu bewahren. Er braucht sich nicht erst mit der Welt zu versöhnen, denn er hat ihr nie gegrollt, wie feindlich sie auch gegen ihn verfuhr. In seinem Innern herrscht jene reine Harmonie, die er den Saiten seiner Geige vergebens zu entlocken sucht. Seine schwärmerische Liebe zur Musik, bei der vollkommenen Unfähigkeit, in ihr halbwegs Erfreuliches zu leisten, läuft parallel mit den Träumen von Lebensglück, die ihm vorschweben, und deren Verwirklichung sein angebornes Ungeschick traurig vereitelt. Ueberaus schön und wahr ist das Verhältniß zwischen ihm und Barbara empfunden. Was beide zu einander zieht, ist vor allem ein unbewußtes Streben nach Ergänzung des eigenen Wesens. Das brave, tüchtige, verständige Mädchen liebt ihn, weil die Reinheit seines Gemüthes, die Zartheit seines Empfindens ihr eine Welt erschließen, von der sie, in gemeiner Umgebung lebend, bisher nichts ahnte; er liebt sie, weil sein Instinct ihn darauf hinweist, in ihrem hellen Sinn, ihrer Thatkraft und Willensstärke den festen Halt zu suchen, der ihm fehlt. Der durch Jakobs Leichtgläubigkeit verschuldete Verlust seines kleinen Erbtheils macht eine Verbindung

zwischen ihnen unmöglich, mit blutendem Herzen trennen sie sich. Man muß diese Abschiedsscene lesen, um zu erfahren, wie einfacher Mittel der echte Dichter bedarf, um den überwältigendsten Eindruck hervorzubringen. Barbara wird die Frau eines Andern, Jakob greift zu seiner Geige, um als Spielmann sein Stückchen Brod zu verdienen. Erst nach vielen Jahren, kurz vor seinem Tode, finden sie sich wieder. Die Art dieses Todes, der durch einen Akt selbstvergessener Aufopferung herbeigeführt wird, steht in rührendem Einklang mit Jakobs ganzem Leben. Durch die vollkommen schlicht vorgetragene Erzählung geht eine wunderbare Macht der Stimmung. Das mit der größten Sorgfalt ausgearbeitete realistische Detail macht sich nirgends auf Kosten des psychologischen Interesses breit; es bleibt der Idee dienstbar und untergeordnet. Für Grillparzer war die Darstellung der Wirklichkeit nicht Selbstzweck, sondern nur das Mittel zur Verkörperung einer höheren Wahrheit. Als solches aufgefaßt, gestand er dem Realismus die vollste Berechtigung zu; tief verhaßt war er ihm jedoch, wo er ihn das Nebensächliche zur Hauptsache machen, über dem Zufälligen das Ewige vernachlässigen sah. Er pflegte ihn mit der

Photographie zu vergleichen, die bei der allergenauesten Wiedergabe einzelner Figuren und Gegenstände doch keine reine Gesammtwirkung hervorbringen kann. Das richtige Verhältniß der Dinge zu einander herzustellen, sie, ihrer größeren oder geringeren Bedeutung gemäß, hervor- oder in den Hintergrund treten zu lassen, durch das Sichtbare die Ahnung eines Unsichtbaren zu erwecken, bleibt dem künstlerisch waltenden Geist allein vorbehalten.

Die sehr eingehenden Studien über Lope de Vega füllen mehr als die Hälfte des achten Bandes. Schon diese Ausführlichkeit verräth Grillparzers Vorliebe für den spanischen Dichter, die ihn jedoch ebensowenig blind für dessen Fehler machte, als diese im Stande waren, seine Bewunderung des außerordentlichen Talents abzuschwächen. Die Absurditäten, die nicht selten in Lope de Vega's Stücken vorkommen, setzt Grillparzer auf Rechnung seiner Zeit und ihres Hanges nach Ueberschwänglichkeiten jeglicher Art. Selbst im wirklichen Leben wurden damals die Begriffe von Ehre, Liebe, Frömmigkeit auf die äußerste Spitze getrieben; da die Kunst immer eine Steigerung und Erhöhung der Wirklichkeit fordert, mußte der Poet natürlich noch

weiter gehen, wenn die Wirkung nicht ausbleiben sollte. Auch für die Nachlässigkeit, zu der Lope de Vega durch seine unvergleichliche Produktionskraft verführt ward, für seine Flüchtigkeit im Motiviren, das er mitunter auch ganz unterläßt, findet sich wohl manche Entschuldigung, wenn man bedenkt, daß er für ein Publikum schrieb, dessen ungestümer Drang nach Neuem, Unerhörtem keine lange Vorbereitung und Ueberlegung gestattete, und das seine religiöse Starkgläubigkeit auch auf das poetische Gebiet übertrug. Handelt es sich vollends darum, Lope de Vega's Vorzüge ins rechte Licht zu setzen, so ist Grillparzer unerschöpflich in Ausdrücken des Lobes und der Bewunderung für diese geniale Erscheinung, deren ganzes Leben eine fortwährende Improvisation war, die an jedem denkbaren Lebensverhältniß ihre dichterische Kraft erprobt hat. Den Bemerkungen über den großen spanischen Poeten schließt sich eine Analyse derjenigen seiner Stücke an, welche entweder durch ihren Werth oder durch die eigenthümliche Behandlung eines oft höchst wunderlichen Stoffes Grillparzers besondere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Dieser in hohem Grad interessanten Abhandlung folgen Aphorismen über Re-

ligion und Philosophie. Es ist wohl selbstverständlich, daß ein Geist solchen Ranges sich früh zu jener freien Anschauung emporschwang, die, wenn sie es auch aufgeben muß, die unergründlichen Räthsel der Welt und des Lebens zu lösen, sich doch nun und nimmermehr mit den vorgeblichen Lösungen bescheidet, mit denen die große Masse sich abfinden läßt. Dieser ist es nur um ein Quietiv, dem Denker ist es um Wahrheit zu thun; sie allein sucht er, ohne Hoffnung, sie jemals voll und ganz zu erringen, und doch wunderbar von dem Bewußtsein getragen, nichts als nur sie zu wollen, ihrem Dienst all die sanft beschwichtigenden Träume und Vorstellungen zu opfern, mit denen Andere die heimlich nagende und quälende Frage nach dem letzten Grunde der Dinge einlullen. In der innern Nöthigung, auf diese Frage immer von neuem zurückkommen, liegt der Fluch, aber auch der Adelsbrief des denkenden Geistes. Bei gläubigen Gemüthern werden viele dieser Aphorismen Anstoß erregen. Unverhohlen ist darin die Ansicht ausgesprochen, daß die verschiedenen Religionen ein Historisch-Gewordenes, aus dem jeweiligen Culturgrade der Völker Hervorgegangenes und sich mit ihm weiter Entwickelndes

seien. Der wesentliche Vorzug, den der Verfasser der christlichen Religion zuerkennt, ist die Leichtigkeit, womit es sich allen Culturstufen anpaßt. Er erklärt diese Amalgamirungsfähigkeit aus dem Unbestimmten ihrer Lehrsätze und Vorschriften. Wohl drängt sich ihm die Frage auf: ob das Christenthum mit seinen übernatürlichen Voraussetzungen sich auch angesichts des Geistes der Forschung und Analyse wird behaupten können, der sich aller Gebiete menschlichen Wissens bemächtigt hat; doch hält er dieß unter gewissen Bedingungen für möglich. Seine Meinung erläuternd, fährt er fort:

„Der Verstand gibt gern zu, daß etwas für ihn Unlösliches existirt, und erkennt daher als eine Wohlthat, wenn der für ihn unüberschreitbare Abgrund durch ein Ehrfurchtgebietendes ausgefüllt wird, das seinem Wesen nicht geradezu widerspricht. Aber ein Uebergreifen des Traditionellen in die von ihm erkannten Gesetze der Natur und in die Grundlagen der moralischen Werthbestimmung läßt er sich nun und nimmermehr gefallen. Von einer Schöpfung aus dem Nichts, von einer Gestaltwandlung, einer Erbsünde und Erlösung durch fremdes Verdienst wird wohl ernsthaft nicht mehr die Rede sein können.

Allein in einer gewissen magischen Ununterscheidbarkeit kann das fort und fort bestehen, so daß, den moralischen Werth des Christenthums dazu genommen, diese Religion das Menschengeschlecht hoffentlich bis an sein Ende begleiten wird."

So viel über die Stellung, welche Grillparzer den religiösen Fragen gegenüber einnahm. Ueber sein Verhältniß zur modernen Philosophie gibt erst der folgende Band nähern Aufschluß, doch enthalten schon die hier flüchtig hingeworfenen Aussprüche Andeutungen genug, um den Verfasser als einen treuen Anhänger Kants und entschiedenen Gegner Hegels erkennen zu lassen.

Politische und ästhetische Studien füllen den neunten Band. Die ersteren beginnen mit einer vom Jahre 1839 datirten Denkschrift, welche die staatsmännische Wirksamkeit des Fürsten Metternich zum Gegenstand hat. Der Verfasser formulirt sein Urtheil über den österreichischen Staatskanzler mit den Worten: „Ein ausgezeichneter Diplomat und ein schlechter Politiker," d. h. klug, sinnreich und schlau im Auffinden der Mittel zur Erreichung eines Zweckes, kleinlich, kurzsichtig, beschränkt in der Wahl dieses Zweckes selbst. Zur Begründung dieses

Ausspruchs weist Grillparzer, von Fall zu Fall schreitend, nach, wie schwer Oesterreichs wichtigste Lebensinteressen, seine Stellung zu Deutschland, sein Einfluß im Orient durch Fürst Metternichs unhaltbare Conservativpolitik geschädigt wurden, die in dem Mangel an großartigem Ueberblick und in der Unfähigkeit, den Geist der neuen Zeit zu begreifen, ihre Wurzel hatte. Des Einflusses, den in des Fürsten spätern Jahren seine bigotte Gemahlin und seine vorzugsweise aus Renegaten und Convertiten bestehende dienstliche Umgebung auf ihn ausübten, geschieht gebührende Erwähnung; ohne Hehl werden die Charakterschwächen bloßgelegt, die jenen Einfluß möglich und den frivolen Indifferentisten in seinem Alter zum Frömmler machten.

Sehr merkwürdig sind auch die leider nur kurzen Bemerkungen über andere historische Persönlichkeiten: so enthalten z. B. die paar Seiten, die Napoleon I. gewidmet sind, eine Fülle von psychologischen Wahrnehmungen; so ist das in wenige Zeilen gefaßte Urtheil über Robespierre, „den Pedanten der Revolution," so treffend, daß es in seiner Richtigkeit fast den Eindruck eines Witzwortes macht. In dem Abschnitt „Zur Lehre vom Staat" findet man häufig

Gelegenheit, sich zu überzeugen, wie wirkungslos die Schlagwörter des Tages an Grillparzers Ohr verhallten. Der Abscheu vor der Todesstrafe gilt ihm nur als eine Folge der Feigheit der neueren Zeit, die nichts Höheres kennt als das Leben. In dem Staat erblickt er ausschließlich eine Rechtsanstalt; die übrigen Zwecke der Gesellschaft gehen nur nebenbei. Er ist zum Schutze da, nicht zur Versorgung, denn was er den Verhungernden gibt, muß er den Hungernden nehmen. Die Frage: ob Verfassung oder nicht? ganz und gar erschöpfend, heißt es in Bezug auf den Constitutionalismus:

„Der Sinn der Constitutionen liegt nicht darin, daß ein Volk im Stande sei, sich am besten selbst zu regieren. Das ist höchst selten der Fall, sondern darin, daß jedermann das Recht hat, seine eigenen Angelegenheiten, gleichviel ob gut oder schlecht, selbst zu verwalten.“

In dieser Abtheilung befindet sich u. a. ein Aufsatz über die Censur. Niemand hat unter ihrem Druck mehr gelitten als Grillparzer; vielleicht befleißigt er sich gerade deßhalb ihr gegenüber der größten Objectivität. Im Princip betrachtet, hat er nichts gegen sie einzuwenden. Ein Feind jeder

Phrase, erklärt er sich entschieden gegen die Ansicht, daß der Mensch das Recht habe, seine Meinung zu sagen, wie irrig, sittenverderbend, die Wahrheit verfälschend sie auch sein möge; ja, er würde es als ein Glück für die Menschheit und die Literatur halten, wenn jedes unzweifelhaft schlechte, jedes verderbliche Werk im Keime zerstört würde. Ganz anders stellt sich die Sache jedoch, wenn er, ihre praktische Ausführung erwägend, auf die Unmöglichkeit stößt, Männer zu finden, die geeignet wären, jenes höchste Richteramt auszuüben und geneigt, es zu übernehmen — Männer, die, mit gänzlicher Uebergehung der Frage, ob die Verbreitung dieser oder jener Meinung gefährliche Folgen nach sich ziehen könne, nur untersuchen würden, ob sie wahr oder falsch sei. Mit schöner Wärme fährt der Verfasser fort: „Wäre sie wahr und dennoch schädlich, so mag sich dasjenige ändern, dem das Wahre schädlich ist, denn es ist schlecht, das Wahre dagegen stets die Quelle alles Guten. Zum Schutze des Schlechten aber, weil es einmal besteht, das Wahre und das Gute abhalten, ist der größte Frevel, dessen die menschliche Natur sich schuldig machen kann.“ Das Endergebniß der Untersuchung lautet: „Es soll keine

Censur geben, weil sie, mit den niedrigen gemeinen Lohnarbeitern, die ihr zu Gebote stehen, ihre wahre Mission nicht zu erfüllen vermag, und die Gesellschaft, zu deren Schutz sie dienen sollte, nur noch tiefer corrumpirt."

An sich sehr lesenswerth und doppelt interessant durch die seither erfolgte Wandlung der Verhältnisse sind die im Jahre 1846 geschriebenen Bemerkungen über den Kirchenstaat und die weltliche Herrschaft des Papstes, von deren Unhaltbarkeit unter den bisherigen Bedingungen Grillparzer schon damals fest überzeugt war. Ein Jahr später schreibt er von Pius IX., dessen Liberalismus alle Welt in Erstaunen setzte: „Der neue Papst ist entweder ein sehr rechtschaffener, geistreicher, aber etwas unvorsichtiger Mann, oder er ist schlauer, als man denkt. Wie, wenn er eingesehen hätte, daß das Papstthum in seiner gegenwärtigen Fassung eine Unmöglichkeit geworden? Wie, wenn er ein menschlicherer Hildebrand wäre, der die päpstliche Gewalt zu einer Zuflucht für die Völker vor dem Druck und den Anmaßungen der Regierungen machen wollte?" Wir mögen jetzt das Irrige einer solchen Annahme belächeln, aber jeder wird zugeben müssen, daß nur

ein wandellos dem Großen zustrebender Sinn, eine edle Dichter-Phantasie in einen solchen Irrthum verfallen konnte. Die Aufklärung desselben ließ übrigens nicht lang auf sich warten.

Die umfangreichen ästhetischen Studien bieten eine überreiche Ausbeute von tiefsinnigen und wahren Gedanken. Auch in ihnen ist, einige größere sichtlich für den Druck bestimmten Aufsätze abgerechnet, die aphoristische Form vorherrschend. Das Meiste schrieb Grillparzer eben nur zur eigenen Befreiung; die vielen Hunderte von Blättern, die sich in seinem Nachlasse vorfanden, sind als eben so viele Selbstgespräche zu betrachten. Er war eine nur höchst selten zur Mittheilung aufgelegte einsame Natur; zugleich waren jedoch seine Anschauungen so lebhaft, seine Empfindungen so leidenschaftlich, daß er, von ihnen überwältigt, sie wenigstens dem Papier anvertrauen mußte. War dieß geschehen, so kümmerte er sich nicht weiter um das Geschriebene und dachte nicht daran, die einzelnen Gedanken und Aussprüche in logischer Reihenfolge mit einander zu verbinden. In solcher Weise schreibt man allerdings kein Lehrbuch der Aesthetik; ist man aber der Auserwählten einer, so häuft man im Laufe der Jahre geistige

Schätze auf, an denen nur der Crösus, dem sie gehören, achtlos vorübergehen mag. Ohne die Wichtigkeit gewisser fester Grundlagen zu verkennen, hegte Grillparzer einen gründlichen Abscheu vor allem Theoretischen; er sah in diesem den wenigstens momentanen Untergang der Kunst. Nichts schien ihm abgeschmackter, als von schönen Wissenschaften zu sprechen; in seinen Augen war die Poesie eben auch eine bildende Kunst wie die Malerei oder die Sculptur. Höchst charakteristisch für ihn sind folgende Stellen aus dem Aufsatz „Zur Dramaturgie:"

„Die deutsche Philosophie hatte kaum durch Kant ihre große Umwälzung vollbracht, als sie auch anfieng, ihre Usurpationen über benachbartes und weltfremdes Gebiet auszudehnen. Wobei jedoch Kant selbst ausgenommen werden muß. Nie hat ein Philosoph anregender über die Vorfragen der Kunst gesprochen, und wenn, was er sagte, nicht künstlerisch förderlicher war, so liegt die Ursache nur darin, daß aus dem Standpunkte der Philosophie die Kunst überhaupt nicht zu fördern ist. — Das Schöne war a priori erwiesen, die Kunstformen deßgleichen. Große Schubfächer wurden gezimmert für die poetischen Erzeugnisse aller Zeiten;

da mußten sie unterkriechen, und was für das eine Schubfach als Grundwahrheit galt, war für das andere grundfalsch, als ob der Unterschied zwischen Mensch und Mensch in allen Lagen und Zeiten weiß Gott wie groß wäre! — Die hier bezeichnete Richtung der sogenannten Kunstphilosophie hatte ein so allgemeines Erlahmen jeder Produktionskraft zur Folge, daß sie sich nicht lange halten konnte. Länger und bis auf unsere Tage nachwirkend dauerte die zweite Folge falsch angewendeter Gelehrsamkeit: Uebertreibung der Forderungen an die Produktion. Mit dem neuen Jahrhundert entstand plötzlich eine Wuth nach Entdeckung unbekannter Regionen. Im schwindelnden Wirbeltanz drehten sich die Kunstvollkommenheiten und Meisterwerke um den staunenden Lehrling. Shakespeare und Sophokles wurden als Meilenzeiger hingestellt, während sie Sterne sind, nach denen man aus unendlicher Entfernung allenfalls seinen Lauf einrichten kann. Das Gute erschien klein im Vergleich mit jenen ewigen Heroen, das Dankenswerth-Annehmbare schrumpfte zum Atom ein, im Entgegenhalt eines Maßstabs, dessen Grade Volksbildungen waren und dessen Ganzmaß die Cultur des Menschengeschlechts ist. Daß nun niemand

erreichen konnte, was gefordert wurde, stellte die Fordernden scheinbar hoch über die Strebenden, d. h. die Kritik über die Produktion, was allemal und jederzeit ein sicheres Zeichen des Verfalls der Kunst war. Der Dichter fand ablehnende Grübler, wo er dankbare Zuhörer vorausgesetzt hatte. Die Rückwirkung auf ihn blieb nicht aus: das natürlich Genießbare verschwand, und man sah nichts mehr als verunglückte Meisterwerke."

An einer andern Stelle heißt es:

„Das ist das Unglück der Deutschen, daß sie ewig all ihr Wissen zu Markte bringen und nicht glauben, eine echte Tragödie gemacht zu haben, wenn sie nicht im Nothfall zugleich als ein Compendium der Philosophie, Religion, Geschichte, Statistik und Physik gelten kann, so daß man in ihren dramatischen Werken Alles bis auf das Dramatische antrifft. Ich kann einmal nicht helfen, und alle produktiv poetischen Köpfe werden mir hoffentlich beistimmen: menschliche Handlungen und Leidenschaften sind der Vorwurf der tragischen Kunst, alles übrige, und wäre es auch das Höchste, ist — Maschine."

Die hier angeführten Stellen enthalten nicht nur

das Glaubensbekenntniß des Dichters, sie erklären auch seine tiefe Abneigung gegen Hegel und Gervinus. Gegen den ersteren erhebt er die schweren Vorwürfe: durch seine das Gesetz des Widerspruchs verschmähende Speculation das natürliche Denken beeinträchtigt, durch seine unverständliche Terminologie die Nation in allen Fächern ans Nachbeten gewöhnt, und durch seine Versicherung, daß nun die Welt durchsichtig geworden und das Räthsel des Universums gelöst sei, einen Hochmuth hervorgerufen zu haben, wie er noch nie dagewesen war. Schon bei einer frühern Gelegenheit bemerkt Grillparzer über die Hegel'sche Philosophie, die er die monströseste Ausgeburt menschlichen Eigendünkels nennt:

„Aus dem Gefasel der Theologen sollte man schließen, daß nach der Genugthuung durch Christum und der Tilgung der Erbsünde die Menschen nothwendig hätten besser werden müssen; sie sind aber so schlecht, als sie früher waren. Ebenso wäre es natürlich, daß, nachdem Hegel die letzten Gründe und den nothwendigen Zusammenhang alles Wissens und Seins gelehrt, die Wirkung davon sich in den speciellen Doctrinen zeigen müßte. Sie sind aber

sämmtlich auf derselben Stufe geblieben, auf der sie vor Hegel waren. Die Nothwendigkeit hat auf die Zufälligkeiten keinen Einfluß geübt, und um die Zufälligkeiten eben wäre es uns zu thun."

Hegels Aesthetik ist Grillparzer namentlich deßhalb verhaßt, weil sie das Zusammenspiel aller menschlichen Kräfte der Gesetzgebung einer einzelnen von ihnen, der Denkkraft, unterwerfen will, die zwar alle andern überwachen soll, aber nur da entscheidende Macht hat, wo die Gründe und Fälle der Entscheidung sich auf ihr eigenes Gebiet beschränken. Er geht noch weiter: auf die Thatsache hinweisend, daß die großen Dichter längst da waren, bevor es eine Aesthetik gab, erklärt er die letztere überhaupt für entbehrlich, eine falsche Aesthetik aber für den sichersten Ruin jeder Literatur. Bitter klagt er darüber, daß, nachdem die Kunstphilosophen die Köpfe schon hinlänglich verwirrt, dieses Geschäft nunmehr von den Literarhistorikern fortgesetzt werde. „Mitunter ganz gescheidte, jedenfalls höchst unterrichtete Leute," bemerkt der Verfasser, „denen nur eines fehlt: das Verständniß für Poesie." Damit ist vor allem Gervinus gemeint, dessen „Geschichte der deutschen Dichtung" Grillparzer anwiderte, wie

kaum ein zweites Werk. Mit grimmigem Humor bespricht er es in einem längern Abschnitt. Nicht einzelne Schwächen sind es, die er daran tadelt, die Anschauung, die dem Ganzen zu Grunde liegt, ruft seinen tiefsten Widerwillen hervor, das Verkennen des Wesens und Berufes der Poesie ist es, was ihn empört. Die Nützlichkeitszwecke, die Gervinus ihr unterschiebt, sind nicht ihre Sache. Zu fördern und belehren, gute Grundsätze zu verbreiten, ist sicherlich eine edle, aber nicht ihre Aufgabe, sondern die der Prosa; ihr Reich ist das Schöne, nicht das Nutzenbringende. Kant definirt das Schöne als dasjenige, was ohne Interesse gefällt, mit andern Worten, dasjenige, was, ohne einem realen Bedürfniß abzuhelfen, durch sein bloßes Dasein erfreut. Sehr ähnlich lautet die Definition Schopenhauers, der in dem Schönen die beseligende Macht sieht, welche die Erkenntniß von dem Zwang des Willens, d. h. des Bedürfens, befreit. In tiefer Uebereinstimmung mit ihnen nennt Grillparzer die Prosa des Menschen Speise, die Poesie seinen Trank, der nicht zur Ernährung, sondern zur Erquickung dienen soll. Wie mußte ihn die Zumuthung entrüsten, das Höchste und Geistigste zum Dienst irdi-

scher Zwecke zu verwenden! Satirisch, wie er nun in Momenten zorniger Erregtheit zu sein pflegte, erwiedert er Gervinus' Rath, während der nächsten fünfzig Jahre alle poetische Produktion einzustellen, mit dem Gegenvorschlag: zu versuchen, wie es würde, wenn sämmtliche Kunstphilosophen und Kunsthistoriker, die sich centaurenartig auf dem Boden der Poesie herumtummeln, durch fünfzig Jahre Ruhe hielten. „Ich," so schließt der Verfasser, „ich glaube, voraussagen zu dürfen, daß der zerstampfte Boden wieder von neuem grünen und Blüthen der Poesie hervortreiben würde."

VI.

Fast die Hälfte des zehnten und letzten Bandes füllt Grillparzers Selbstbiographie. Mit nicht geringem Staunen fand man sie in seinem Nachlaß. Gewiß wußten nur äußerst Wenige um das Vorhandensein derselben. Wer aber nicht mit ins Vertrauen gezogen worden war, mußte es fast unglaublich finden, daß der nichts weniger als mittheilungsbedürftige Mann, dessen Verschlossenheit einer mit Stolz gepaarten Keuschheit des Gefühls entsprang, ähnliche Aufzeichnungen gemacht haben sollte. Doch war dem so. Das psychologische Räthsel fand seine Lösung in dem Umstande, daß Grillparzer, streng gewissenhaft wie immer, eine Verpflichtung erfüllt hatte, indem er sich dieser Arbeit unterzogen. Er war nämlich Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften, die von den ihr Angehörigen Mittheilungen über deren Lebens- und

Bildungsgang verlangt. Diese Forderung gab den Anstoß zu den vorliegenden Memoiren. Während er damit beschäftigt war, steigerte sich sein Interesse an seiner Aufgabe, die Vergangenheit wurde ihm zur Gegenwart, das Bewußtsein, zugleich mit seiner Lebensgeschichte ein Bild österreichischer Zustände zu geben, verlieh der Arbeit einen Reiz, den die Mittheilung rein persönlicher Schicksale für ihn nie gehabt haben würde, und in Folge dessen behandelte er sein Thema mit größerer Ausführlichkeit, als der nächste Zweck erheischte. Leider reichen diese im Jahre 1853 geschriebenen Mittheilungen nur bis zum Jahre 1836. Ohne Frage tragen der Mißmuth und der Ueberdruß, die sich dieses edlen Geistes mehr und mehr bemächtigten, die Schuld an dieser Unterbrechung. Es ist demnach nur ein Theil seines Lebens, den Grillparzer uns hier erzählt, da aber dieser Theil die für des Dichters Entwicklung wichtigste Periode umschließt, mag man sich dankbar damit bescheiden. Vieles vereinigt sich, um auch dem Bruchstück köstlichen Werth zu verleihen: die lautere Wahrhaftigkeit, deren Geist jede Zeile durchweht, der große und scharfe Blick, der in dem scheinbar besondersten Fall das allgemeine Gesetz erkennt, der Sinn für Gerech-

tigkeit, von dem seine Urtheile über Menschen, das tiefe Verständniß des Schönen, von dem seine Kunstansichten zeugen, und der Reiz einer Darstellung so schlichter, anspruchsloser Art, daß Jeder meinen möchte, so könne er es eben auch machen, während gerade diese vollkommene Natürlichkeit den höchsten Grad von Künstlerschaft bezeichnet.

Das leiseste Abweichen von der Wahrheit wäre dem Manne, der nur ihr lebte, geradezu unmöglich gewesen, doch gab es Punkte, über die zu schweigen sowohl die stolze Scheu, von der ich vorhin sprach, als sein ungemein lebhaftes Rechtsgefühl ihm geboten. Er hielt sich durchaus nicht für verpflichtet, die plumpe klatschsüchtige Neugier einer gewissen Sorte von Lesern zu befriedigen. Der Herzensangelegenheiten, die ihm in seinem Jünglings- und Mannesalter zu schaffen machten, erwähnt er nur, um zu erklären, daß er dieses Thema nicht berühren werde, er dürfe wohl über seine eigenen Geheimnisse, aber nicht über die Anderer verfügen. Solche Rücksichtsnahme war allerdings tief in Grillparzers Gemüth begründet; ein ebenso starkes Motiv war jedoch der Widerwille, seine Empfindungen anders als in künstlerischer Form auszusprechen,

durch welche sie aus dem engen Bereich des Persönlichen in ein höheres, freieres Gebiet emporgehoben werden.

Ein Auszug aus dieser überaus merkwürdigen Autobiographie könnte nicht entfernt einen Begriff von dem reizvollen Interesse geben, das ihr innewohnt; ich will deßhalb meine Leser lieber auf sie selbst verweisen und mich mit der Bemerkung begnügen, daß Grillparzers Ausspruch: „Wenn ein Talent und ein Charakter sich zusammenfinden, dann entsteht ein Genie," sich an ihm selbst glänzend erwahrt hat. Nie hätte seine dichterische Begabung diesen großartigen Aufschwung nehmen können, wenn nicht ein unbeugsamer, jede Transaction verschmähender Charakter sie gestählt hätte. In gewöhnlichen Dingen war Grillparzer, wohl aus Gleichgültigkeit für dieselben, nachgiebig und sich anbequemend; wenn es sich aber um seine Ueberzeugungen handelte, wäre keine Macht der Welt im Stande gewesen, ihn dieselben auch nur einen Augenblick verläugnen zu lassen. Diese Festigkeit war sein Heil als Dichter, sie war aber auch der Grund der zahllosen Kränkungen und Zurücksetzungen, die er erfuhr. Der ungeheure Er-

folg seiner ersten Tragödien hatte die Aufmerksamkeit Aller auf ihn hingelenkt; überall, die höchsten Kreise nicht ausgenommen, herrschte eine ihm günstige Stimmung. Er wußte sehr wohl, daß er jeder Förderung und Berücksichtigung von Seiten der Machthaber sicher sein dürfe, wenn er seine poetische Thätigkeit auf unverfängliche, allen politischen und religiösen Beziehungen fernliegende Stoffe beschränken wolle. Ebenso gut wußte er, daß bei dem ersten Versuch, diese Schranke zu durchbrechen, die ihm geneigte Gesinnung in ihr Gegentheil umschlagen werde. Das eine konnte ihn so wenig anfechten, wie das andere. Von keiner weltlichen Rücksicht beirrt, ging er den Weg, welchen die Natur seines Talents ihm vorzeichnete. Diese, dem eigenen Wesen bewahrte Treue ist es, die ein versöhnendes Licht über seinen trüben Lebensgang verbreitet. Man hat den Knaben den Vater des Mannes genannt; auf Grillparzer paßt dieses Wort in der That. Alle Keime, die später so herrlich aufgingen, verrathen sich schon in der Geschichte seiner Kindheit. Der Sinn für das Große war in ihm erwacht, lange bevor er es mit dem Verstande begreifen konnte. Die gemischten Empfindungen,

die Napoleon dem damals achtzehnjährigen Jüngling einflößt, sind ein sprechender Beleg dafür. Er haßte ihn tödtlich und fühlte sich dennoch mit magischer Gewalt von ihm angezogen. Trotz der Mißbilligung seines Vaters versäumte er keine Gelegenheit, den Imperator zu sehen, dessen Anblick ihn bezauberte, wie die Schlange den Vogel. Wer hätte damals geahnt, daß der Jüngling einst diesem Gewaltigen einen Nachruf voll erschütternder Großartigkeit weihen werde?!

Bei fortschreitender Entwicklung erhöhten sich seine Ideale, aber sie veränderten sich nicht; keine neuen traten an ihre Stelle. Auch die ersten ursprünglichen Regungen seines Gemüths blieben wandellos dieselben. Das einzige Gedicht aus seiner Knabenzeit, das auf uns gekommen, ist ein Aufschrei patriotischer Entrüstung über die Schmach der österreichischen Niederlagen im Kriege gegen Frankreich; eines seiner spätesten ist der begeisterte Zuruf an Radetzky, den Retter Oesterreichs in schwerer Zeit. Wenn man bedenkt, wie schlecht sein Vaterland, während des langen Zeitraums, der zwischen jenen beiden Aeußerungen seines tiefsten Empfindens liegt, ihm seine Liebe vergolten

hat, so muß man über die Unverwüstlichkeit derselben staunen. Das erste Signal zu der Verfolgung, welche Grillparzer das Leben verbittern sollte, gab sein in einem Wiener Taschenbuch veröffentlichtes Gedicht: „Die Ruinen des Campo Vaccino." Der Censor hatte demselben unbedenklich das imprimatur ertheilt; die kirchliche Partei jedoch, die damals zu erstarken begann, ereiferte sich über die darin angestellten Vergleiche, zwischen dem Heroenthum des antiken und der Verkommenheit des modernen Rom. Die Frommen ruhten nicht, bis sie einen Polizeibefehl erwirkt hatten, in Folge dessen das verpehmte Gedicht aus sämmtlichen, noch im Besitze des Verlegers befindlichen Exemplaren herausgerissen wurde. Von nun an ließen die Dunkelmänner Grillparzer nicht mehr aus den Augen. Ihre Einflüsterungen, daß ein so irreligiöser Dichter unmöglich ein guter Staatsbürger sein könne, fanden nur zu williges Gehör. Allerseits war man darauf bedacht, den Schuldigen durch beständige Zurücksetzung in seiner dienstlichen Laufbahn zu strafen und die Verbreitung seiner verderblichen Grundsätze nach Kräften zu beschränken. Daß sein „König Ottokars Glück und Ende" nicht

spurlos in der Drachenhöhle der Censur verschwand, ist nur dem reinsten Zufall zu verdanken.

Es wäre ein Euphemismus, zu sagen: Grillparzers Leben sei ein fortgesetzter Kampf gewesen. Ein Kampf setzt gleiche, wenigstens annähernd gleiche, Waffen voraus; er aber stand seinen Feinden vollkommen wehrlos gegenüber und vermochte nichts wider sie, in deren Händen die Fülle der Macht lag. Alles, was er konnte, war: ihrem Angriff stolze Verachtung entgegenzusetzen und auf seinem Posten auszuharren, mochte ihm dieser auch ein verlorener scheinen. Das that er mit nicht zu brechendem Mannesmuth; aber um seine innere Freudigkeit und Zuversicht war es geschehen. Er sah ein, daß er nichts schreiben könne, ohne das Arsenal seiner Gegner mit einem neuen Rüstzeug zu bereichern.

Der Druck des Polizeistaates, die geistige Bevormundung, der die Bevölkerung seit Kaiser Josephs II. Tod sich fügen gelernt, hatten ihre Früchte getragen: Die Selbständigkeit des Urtheils, das Rechtsbewußtsein, der Muth, eine eigene Meinung zu haben, waren nur zu Vielen abhanden gekommen. Eine ängstliche Unsicherheit war an ihre Stelle ge-

treten. Man folgte dem von oben gegebenen Impuls. Wer in den maßgebenden Kreisen nicht gut angeschrieben war, wurde lieber gemieden; denn, hieß es, „man kann doch nicht wissen.“ Es erräth sich leicht, welche Sorte von Journalistik solche Zustände erzeugen mußten. Mit Ausnahme der wenigen wissenschaftlichen Zeitungen und der Wiener „Zeitschrift für Kunst und Literatur,“ die erst unter Schickhs, später unter des trefflichen Witthauer Leitung eine würdige Haltung bewahrte, gab es in Wien kaum ein Blatt, dem nicht der Stempel des gemeinsten Servilismus aufgeprägt gewesen wäre. Grillparzers Unbeliebtheit bei den Machthabern ließ es den literarischen Speichelleckern als klug und ersprießlich erscheinen, ihn zum Ziel ihrer hämischen Angriffe zu machen, und dasselbe Publikum, das im Theater seine Stücke beklatscht hatte, ergötzte sich nachträglich an den blödsinnigen Witzen, die über dieselben gerissen wurden. Die Gemeinheit kann immer auf einen zahlreichen Anhang rechnen. Auf die Ursachen, warum es Grillparzer nicht gelang, in Deutschland Fuß zu fassen, habe ich im Eingang zu diesem Essay hingewiesen. Sie waren vorwiegend politischer Natur.

Indem Fürst Metternich den schweren folgenreichen Fehler begieng, das Reich, dessen Geschicke er lenkte, zur Zwingburg der Reaktion zu machen, verwandelte er die Sympathie Deutschlands für Oesterreich in Abneigung und Mißtrauen. Von daher, meinte man in Deutschland, könne nichts Gutes kommen, und nun vollends von einem Dichter, der im österreichischen Staatsdienste stand! Allerdings erhoben einige edle Geister ihre Stimme zu Grillparzers Gunsten, aber sie waren zu vereinzelt, um durchzudringen. So ward es immer einsamer um ihn. Mit bitterem Lächeln gedachte er der Träume von Ruhm und Glück, die ihm einst vorgeschwebt waren. Sein Leben verödete zur Wüste, deren einzige Oase die Kunst war und blieb.

Zu dem Bedeutendsten dieser inhaltreichen Selbstbiographie gehört die Entstehungsgeschichte der Tragödien Grillparzers; sie kennzeichnet das Spontane, Elementarische seines Talents. Mitunter fühlt er in seinem Innern eine dumpfe Leere, die ihn befürchten läßt, daß es mit seiner Dichterkraft vorbei sei; dann durchzuckt es ihn plötzlich wie ein Blitzstrahl, und von selbst, ohne sein Zuthun, gliedert sich das Kunstwerk in seinem Geist. Ich glaube

bereits erwähnt zu haben, daß er die „Ahnfrau“ in sechzehn Tagen, die „Sappho“ im Laufe von drei Wochen vollendete. Auch bei den historischen Stücken waren es nur die gewissenhaft betriebenen Forschungen, die ein reichlicheres Ausmaß von Zeit erforderten; die poetische Arbeit selbst gieng ebenso rasch von Statten, denn zugleich mit dem Plan stand auch schon die Ausführung desselben lebendig vor seinem Geiste. Es ist begreiflich, daß er, in dem die Inspiration so mächtig war, alle poetischen Theorien geringschätzen mußte. „Dem Talentlosen,“ pflegte er zu sagen, „können sie nicht nützen; dem Talentvollen nur schaden, indem sie ihn beirren.“ Sein Wahlspruch war: große vielseitige Bildung, Kenntniß alles Wissenswerthen, ernstes Studium erlauchter Vorbilder bei Bewahrung der eigenen Selbständigkeit, vor allem Andern aber das nöthige Maß von Talent; dann meinte er, wird es vortrefflich gehen.

Mitunter unterbrach eine Reise die stille Einförmigkeit seines Daseins. Im Jahr 1819 hatte er Italien durchreist, im Jahr 1825 wanderte er nach Deutschland. In anziehendster Weise berichtet er von seinen dortigen Erlebnissen. In Dresden

lernt er Theodor Hell, Böttiger und Tieck, in Berlin Fouqué, Franz Horn, Varnhagen, Rahel und Hegel kennen. Als er dem letzteren gesteht, daß ihm dessen System noch unbekannt sei, erhält er von ihm die wunderliche Antwort: „Um so besser.“ Uebrigens findet er den Philosophen so verständig und angenehm, als er später dessen System abstrus und absprechend fand. Von Berlin geht es über Leipzig nach Weimar, Grillparzers eigentlichem Reiseziel. Goethe war der Gegenstand seiner Verehrung und Bewunderung; freilich der Goethe einer früheren Zeit, der Poet, nicht der großartige Quietist, der, im Widerspruch mit seiner eigenen Vergangenheit, in der Poesie nichts als das Gemäßigte, Abgeschwächte gelten lassen wollte und darin nur zu Gunsten Byrons eine Ausnahme machte. Aber er war doch immer Goethe, der Dichter des „Werther“ und des „Faust!“ Grillparzers heißer Wunsch war, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Auf eine Billigung seiner eigenen Dichtung hoffte er nicht; allein ihm war, als werde schon der Anblick dieses Großen genügen, um ihm neuen Muth in die Seele zu gießen. Es schien anders kommen zu wollen. Als er in einer größeren

Abendgesellschaft Goethe vorgestellt wurde, bereiteten dessen steife Haltung und monarchenhafte Herablassung ihm eine so peinliche Enttäuschung, daß er am zweitfolgenden Tag abzureisen beschloß. Eine Einladung, bei Goethe zu Mittag zu speisen, verhinderte ihn an der Ausführung dieses Entschlusses; zum Glück, denn ganz anders gestaltete sich die zweite Begegnung. Grillparzer erzählt:

„Goethe kam mir entgegen und war so liebenswürdig und warm, als er neulich kalt und steif gewesen war. Das Innerste meines Wesens begann sich zu bewegen. Als es aber zu Tische gieng, und der Mann, der mir die Verkörperung der deutschen Poesie, der mir, in der Entfernung und dem unermeßlichen Abstand, beinahe zu einer mythischen Person geworden war, meine Hand ergriff, um mich ins Speisezimmer zu führen, da kam einmal wieder der Knabe in mir zum Vorschein, und ich brach in Thränen aus. Goethe gab sich alle Mühe, um meine Albernheit zu maskiren. Ich saß bei Tisch an seiner Seite, und er war so heiter und gesprächig, als man ihn, nach späterer Versicherung der Gäste, seit langem nicht gesehen hatte."

Auch des andern Morgens empfieng ihn Goethe

aufs liebevollste, und ließ das Porträt des Gastes für seine Sammlung zeichnen. Die Ursache, die diesen warmen Erguß wieder zum Stocken brachte, ist charakteristisch für Grillparzer; es war ein Gemisch von Pietät und Stolz. Einerseits schien ihm im ganzen Bereich seines Wissens nichts zu liegen, was würdig gewesen wäre, Goethe gegenüber vorgebracht zu werden; andrerseits hielt er es für unmöglich, daß dieser, wie er jetzt dachte und fühlte, Dichtungswerken gerecht werden könne, deren Stärke in der Gluth und Leidenschaft lag. Dem erhabenen Greis zu widersprechen, hätte Grillparzer eine freche Selbstüberhebung gedünkt; seine Darlegungen mit einer erheuchelten Fügsamkeit oder einem lügenhaften Schweigen hinzunehmen, erlaubte ihm das Gefühl des eigenen Werthes nicht. So schieden sie, und dieselben Motive, die es zu keinem vollen Verständniß zwischen ihnen hatten kommen lassen, verhinderten Grillparzer auch an der Ausführung seines Vorsatzes, sein nächstes Werk Goethe zu widmen.

Ich habe dieser Begegnung so ausführlich erwähnt, weil Grillparzer selbst sie den wichtigsten Moment seines Lebens nennt. In die Heimath zurückgekehrt, nahm er wieder das alte Joch auf sich,

doch war mindestens die trübsinnige Stumpfheit, unter deren Druck er lange gelitten hatte, von ihm gewichen. Er konnte wieder dichten. In rascher Aufeinanderfolge entstanden die Dramen „Ein treuer Diener seines Herrn,“ „Des Meeres und der Liebe Wellen,“ „Der Traum ein Leben.“ Im Jahr 1836 unternahm Grillparzer wieder eine Reise, dießmal nach Frankreich und England. Das Tagebuch, das er darüber führte, schließt sich der hier abgebrochenen Biographie an. Es enthält eine überschwängliche Fülle von geistreichen, tiefsinnigen Bemerkungen und feinen Wahrnehmungen, zu welchen so viele neue und darunter so glänzende Erscheinungen, wie sie in Paris und London an ihm vorüberzogen, den Verfasser anregten; doch zeigt es uns auch die zunehmende Verdüsterung seines Gemüthszustandes, die nur noch künstlerischen und Natur-Eindrücken auf Stunden weicht. Für die Freuden der Geselligkeit ist er vollkommen unempfänglich und geht ihnen aus dem Wege. Selbst die Freundlichkeit, die man ihm erweist, belästigt ihn, indem sie ihm Verpflichtungen auferlegt. Er würdigt den Geist, die Liebenswürdigkeit der verschiedenen Persönlichkeiten, mit denen er zusammentrifft, doch trägt er kein Ver-

langen, mit ihnen zu verkehren. Besseres, Weiseres, als seine geliebten Bücher, können sie ihm ja doch nicht sagen, und dem Reiz des lebendigen Gedankenaustausches ist er nicht mehr zugänglich. Es ergeht ihm in Bezug auf die Menschen wie Hamlet: „Er hat keine Freude am Weib und am Manne noch weniger." Die Fremde ist ihm unbehaglich und der Gedanke an die Heimkehr ein Schreckgespenst. Ueber Belgien, die Rheinlande und Stuttgart, wo er den von ihm hochverehrten Uhland besucht, kehrt er nach Hause zurück. Damit sind die Aufzeichnungen aus seinem Leben zu Ende. Ueber eine Reise nach dem Orient, die er im Jahr 1843 unternahm, fanden sich in seinem Nachlaß keinerlei Notizen vor.

Der Leser weiß bereits, welcher Umschwung der öffentlichen Meinung in Oesterreich Grillparzer im Laufe der Jahre die ihm gebührende Stelle anwies. Trotz allen Bemühens, ihren Gang aufzuhalten, hatten sich die Zeiten doch verändert; die chinesische Mauer, mit der man Oesterreich umgeben hatte, war längst schadhaft geworden, und durch ihre Lücken und Spalten wehte eine frische belebende Luft, von deren Hauch das mittlerweile heran-

gewachsene Geschlecht erstarkt war. Jetzt fand Grillparzer ein ihm angemessenes Publikum, fand bei diesem die Liebe und Bewunderung, die sein reiner Charakter und sein herrliches Talent verdienten. Das Erscheinen der Gesammtausgabe seiner Werke hat ihm auch außerhalb seines engeren Vaterlandes zu der lang bestrittenen Geltung verholfen. Die rasche Verbreitung seiner Schriften liefert den untrüglichen Beweis dafür. In je größeren Kreisen sie Eingang finden, um so sicherer werden sie seinen Ruhm befestigen, denn beredter als alles Lob, das ihm gespendet werden kann, zeugen sie von seiner Größe.

Grillparzer

und

seine Werke.

Von

Betty Paoli.



Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1875.


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA





